

Mitteilungen aus dem

Quickborn

Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und
Literatur in Hamburg

11. Jahrg.

Hamburg, Herbst 1917.

Nr. 1.

Inhalt: Der Einfluß der Reformation auf die niederdeutsche Sprache. Von Prof. C. Borchling. —
Theodor Storm und Klaus Groth. Von Friz Böhme. — Vom olämischen Lied. Von Max Kuckei. —
Kriegsbriefe XI. — De ole Hamburger Kök. — Rundschau. — Sprachschke. — Theater. — Bücher-
besprechungen. — Aus Zeitschriften und Tageszeitungen. — Aus der Vereinigung Quickborn.



Dr. Johannes Bugenhagen.

Pur.

Der Einfluß der Reformation auf die niederdeutsche Sprache.

Von Prof. Dr. Conrad Borchling.

Als vor jetzt genau 400 Jahren die öffentliche Tätigkeit Dr. Martin Luthers einsetzte, stand die mittelniederdeutsche Schrift- und Literatursprache auf der Höhe ihrer Macht. Als Sprache der aufstrebenden norddeutschen Städte seit dem 2. Viertel des 13. Jahrhunderts in Rechtsquellen, Chroniken und Stadtbüchern bezeugt, hatte sie seit etwa 1300 auch die Urkundensprache und die schöne Literatur erobert. Neben der weltlichen Literatur erwuchs besonders im Laufe des 15. Jahrhunderts auf niederdeutschem Boden auch eine Fülle des erbaulichen oder belehrenden geistlichen Schrifttums. Wer einmal niederdeutsche Handschriften dieser Zeit in größerer Zahl durchmustert hat, wird wissen, wie sehr da diese Traktate, mystischen Abhandlungen, Spiegel jeglicher Art, Reimgebete und Prosagebete, Passionsandachten und geistlichen Lieder das Feld beherrschen. Viel Herzenswärme und innerliche Frömmigkeit spricht aus diesen kleinen Bändchen, an denen noch heute manchmal die kleinen Lederknöpfchen zum Auffuchen der Lieblingsstellen vorhanden sind, oder Wachsflücke von eifriger Lektüre in der stillen Klosterzelle Zeugnis ablegen. Was hier an lebendiger Religiosität in Niederdeutschland vorhanden war, ist nachher dem Werke der Reformation zu Gute gekommen. Aber auch in anderen Stücken brauchte ja Luther bei der Wiedereinsetzung der Volkssprache in ihre natürlichen Rechte nicht völlig neu zu gestalten, sondern konnte an bestehende Einrichtungen der alten Kirche anknüpfen. Für die Predigt, die sich nicht an die Kleriker allein wendet, sondern an das Volk, war auch vor der Reformation bereits die Volkssprache selbstverständlich. Die Praxis des Beichtstuhls spielte sich ebenfalls ganz in der Landessprache ab, und dem deutschen Gemeindegesang war doch wenigstens ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt. Der Frage, ob es erlaubt sei, deutsche Bibelübersetzungen in der Hand von Laien zu wissen, hat die Kirche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters nicht immer so ablehnend gegenübergestanden wie heutzutage. Das 15. Jahrhundert hat jedenfalls zahlreiche Übersetzungen der Bibel oder einzelner ihrer Teile in hoch- und niederdeutscher Sprache hervorgebracht, und als der Buchdruck aufkam, hat er gerade in den Bibeldrucken seine besonderen Glanzleistungen aufzuweisen. Solch ein kostbares Stück, wie etwa die niederdeutsche Cölner Bibel von ca. 1480, oder Steffen Arndes Lübecker Bibel von 1494, konnte sich allerdings nur ein wohlhabendes Kloster oder ein reicher Kaufherr leisten, in das Volk kamen diese Bände ja doch nicht, obgleich sie in ihrer Vorrede „einfache ungelehrte Menschen“ als ihr Publikum bezeichnen.

Das wird erst anders, als um das Jahr 1520 die Wirkung des Auftretens Dr. Luthers beginnt. Welche ungeheuren Dienste die vervollkommnete Buchdruckerkunst der Ausbreitung der evangelischen

Lehre geleistet hat, ist ja wohlbekannt. Weniger ist man sich gewöhnlich darüber klar, daß die außerordentlich fruchtbare Produktion, die mit dem 3. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts durch Luthers und seiner Anhänger Schriften einsetzt, umgekehrt auch die Praxis des Buchdrucks völlig umgewandelt hat. Die alte sorgfältige Technik der Wiegendrucke des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts ließ sich bei dem jetzt erforderlichen Massenbetriebe nicht mehr aufrecht erhalten. Schmuckloser und nachlässiger aufgemacht gingen jetzt die Bücher in die Welt, dünne Heftchen wurden in großen Auflagen gedruckt und der Preis so niedrig gestellt, daß jetzt auch der einfache Mann aus dem Volke sich die begehrten Schriften leicht kaufen konnte. Paul Pietsch¹⁾ hat berechnet, daß die Zahl der jährlich gedruckten deutschen Bücher, die in den Jahren 1510—1518 zwischen 70 und 150 schwankte, in den folgenden Jahren plötzlich gewaltig hinauffchnellt für 1519 auf 260, 1520: 570, 1521: 620, 1522: 680, 1523: 935, 1524: 990 usw. An dieser riesigen Steigerung der Erzeugung deutscher Bücher, die ausschließlich eine Folge von Luthers Auftreten ist, nimmt nun der niederdeutsche Buchdruck vollen Anteil. Bruno Claußen gibt auf Grund seines (in Verbindung mit dem Deutschen Seminar in Hamburg gesammelten) Materials folgende Belege dafür:²⁾ im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts sind auf dem gesamten niederfächsischen Sprachgebiete nur 41 niederdeutsche Drucke entstanden, von 1511—1520 bereits 72; dann bringen die 20er Jahre die unerhörte Steigerung auf 276 Drucke, besonders seit 1523; auch 1525, 1526, 1529 und 1530 sind besonders ergiebige Jahre. Auf der Höhe dieser Leistung erhält sich aber der niederdeutsche Buchdruck nur noch das folgende Jahrzehnt (1531—1540) mit 244 Drucken; er sinkt dann allmählich bis auf 105 Drucke (1571—1580) hinab, steigt aber noch einmal auf 128: 1581—1590 und 154: 1591—1600 hinauf. Erst dann beginnt sein endgültiger Abstieg. Die so gezeichnete allgemeine Linie des nd. Buchdrucks im 16. Jahrhundert entspricht nun genau der Kurve des hochdeutschen Buchdrucks in der gleichen Zeit: auch hier haben wir das Abflauen der Druckerätigkeit in den 40er bis 70er Jahren, und dann das erneute Ansteigen. Daraus ergibt sich, daß das Sinken der Zahl der nd. Drucke seit etwa 1540 noch keineswegs einen Rückgang der nd. Sprache als solcher zu bedeuten braucht. Erst mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts tritt ihr Verfall auch im Buchdrucke deutlich zu Tage.

Nun ist die Annahme der Reformation in den zahlreichen Territorien weltlicher und geistlicher Herren, den freien Städten und adligen Patronaten Niederdeutschlands mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 abgeschlossen. In diesen 35 Jahren hat also die niederdeutsche Sprache in ungebrochener Kraft der Sache der Reformation die wichtigsten Dienste leisten können. Man braucht nur einen

¹⁾ M. Luther und die hd. Schriftsprache, (Breslau 1883) S. 48.

²⁾ Niederdeutsche Drucke im 16. Jahrhundert (Zentralblatt f. Bibliothekswesen Bd. 29, 1912, S. 201 ff.), S. 203.

einzigem Blick auf den Inhalt der während dieser Periode gedruckten niederdeutschen Bücher zu werfen, um das vollauf bestätigt zu finden: nach Claußens Berechnung¹⁾ sind nicht weniger als 82% der von 1521—1530 gedruckten nd. Bücher theologischen Inhalts, und auch in den übrigen Jahrzehnten zählt die Theologie stets bedeutend mehr Drucke als alle übrigen Fächer zusammen.

Unter den einzelnen Reformatoren, deren Schriften in Niederdeutschland Verbreitung fanden, steht Luther selbst bei weitem oben an. Ein nd. Text seiner 95 Thesen in einer gekürzten Bearbeitung²⁾ steckt in dem schon 1518 erschienenen „Sermon van dem aflath vnde genade. Dorch den verdigen Doctorem Martinum Luther Augustiner tho Wittenbergk.“ 1520 sind bereits vier Werke übersezt, darunter die Schriften: „Van dem Pawestdom tho Rome“ und „An den Christlicken Adel düdescher Nation“; aus dem Jahre 1521 verzeichnet Scheller³⁾ 8 Lutherdrucke, aber erst 1523 sezt, nachdem das stürmische Jahr 1522 fast ganz ausgefallen ist, mit der Übersetzung des Neuen Testaments und der 5 Bücher Mose die Hochflut der nd. Lutherschriften ein. Von da ab wird alles, was der große Mann herausgibt, sofort ins Niederdeutsche übertragen und herausgebracht; ja die erste vollständige Ausgabe der Lutherschen Bibelübersetzung, die alle bis dahin erschienenen Teildrucke zusammenfaßte, erschien 1534 in der niederdeutschen Übersetzung sogar einige Monate früher als das hochdeutsche Original. Bibelübersetzung und Predigten wurden von Luther in ganz anderem Maßstabe als zuvor der Belehrung und Erbauung des Volkes dienstbar gemacht. Erst jetzt erhielt der katechetische Unterricht durch seinen Großen und Kleinen Katechismus die klassische Form, und seitdem Luther 1524 das erste Wittenbergische Gesangbuch mit seinen eigenen Kernliedern herausgegeben hatte, erblühte überall das evangelische Kirchenlied, das neben den eindrucksvollen Streitschriften des Reformators wohl die stärkste werbende Kraft für die neue Lehre bewiesen hat. Zahlreiche Kirchenordnungen dienten schließlich dem äußeren Aufbau der neuen Kirche und ihres Schulwesens.

Für diese vielseitige Tätigkeit bedurfte Luther wahrlich getreuer Helfer, zumal für das sprachlich fernerstehende Niederdeutschland. Luther hat die Wichtigkeit des niederdeutschen Werbegebiets und die Notwendigkeit, sich in weitem Umfange der Werkkraft der nd. Sprache zu bedienen, von vornherein klar eingesehen. Schon bei der Bibelübersetzung hat er manchen niederdeutschen Ausdrücken, die in diesen Grenzgebieten des Mitteldeutschen von Alters her noch umliefen, eine Stätte gewährt. Bald sammelt sich auch um seine Person in Wittenberg ein ansehnlicher Kreis norddeutscher Schüler und Freunde; einer der ersten von ihnen ist Dr. Johannes Bugenhagen aus Pommern, der seit dem Frühjahr 1521 in Wittenberg lebte und bald der bedeutendste Helfer Luthers für die

1) U. a. D. S. 205.

2) Lutherstudien (Weimar 1917), S. 264.

3) Bücherkunde der Sächsisch-Niederdeutschen Sprache (Braunschweig 1826), S. 153f.

Propaganda in Niederdeutschland wurde. Zwar dauerte sein erstes Zusammensein mit Luther nicht lange, da dieser bereits Anfang April 1521 nach Worms abreiste; aber als Luther von der Wartburg zurückkehrte, finden wir Bugenhagen alsbald eifrig mit der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Wittenberg im Sinne Luthers beschäftigt. Hier zeigte er schon sein besonderes Organisationstalent, das er dann später seit 1528 in den großen niederdeutschen Kirchenordnungen für Braunschweig (1528), Hamburg (1529), Lübeck (1530/31), Pommern (1535), Schleswig-Holstein (1542) usw. so glänzend betätigte. Als fördernder Ratgeber bei der Übersetzung der Lutherbibel ins Niederdeutsche ist er seit 1524 ausdrücklich bezeugt. Abereifrige Verehrung hat ihm lange Zeit diese Übersetzung als Ganzes zugeschrieben, nachdem bereits im 16. Jahrhundert einmal ein nd. Bibeldruck Bugenhagen im Titel ausdrücklich den Übersetzer genannt hatte. Aber da handelt es sich um einen unerlaubten Nachdruck, der aus geschäftlicher Spekulation den Namen des Mannes mißbraucht hat. Der wirkliche Sachverhalt ist aus Bugenhagens eigenen Angaben von R. E. Schaub¹⁾ 1889 endgültig klargestellt worden. Die entscheidende Stelle in Bugenhagens Nachrede zur Wittenberger nd. Ausgabe des Neuen Testaments von 1524 lautet: „Wo woll öuerst dat desse arbeit ns vullenbracht dorch ennen anderen, doch hebbe ick gehandelt vnde radt gegeuen in allen orden vnde steden dar ndt swer was in onse düdesch tho bringende.“ Auch der großen Gesamtausgabe der nd. Lübecker Bibel von 1533/34 gab Bugenhagen eine Vorrede mit; er hat sie Ostern 1532 unmittelbar vor seiner Abreise aus Lübeck geschrieben und auf den Wunsch seiner lübischen Freunde auch noch „etlike Annotationes vnde korte vthdüdinge des Textes vor de simpelen, vnd kleinuorstendigen“ für die historischen Bücher des Alten und Neuen Testaments hinzugefügt, die den breiten Rand der prächtig ausgestatteten Ausgabe anfüllten. An der Übersetzung des Bibeltextes hat Bugenhagen aber auch hier keinen unmittelbaren Anteil. Wir kennen die Namen der eigentlichen Übersetzer des Lutherschen Bibeltextes in das Niederdeutsche überhaupt nicht. Es müssen Wittenberger Studenten gewesen sein, die unter Luthers und Bugenhagens Aufsicht die einzelnen Teile der Lutherbibel gleich nach ihrem Erscheinen in das Niederdeutsche übersetzten. Einer von ihnen mag jener Johannes Hodderfen, der spätere Pastor in Hammelwarden und Büttel, gewesen sein, den uns der gelehrte Dietrich von Stade²⁾ auf Grund einer unsicheren Überlieferung als den Übersetzer der niederfächsischen Lutherbibel nennt. Im allgemeinen wird von diesen Übersetzern gegolten haben, was Bugenhagen in der Vorrede zur Bibel von 1533/34 sagt: „Wente he (= Luther) hefft so grote kunst, moye vnde arbeit von Gades genaden an syne vthlegginge (alse am dage ns) gewendet, dat billig nemand anders negeft Gade einen namen daruan schal hebben, sunder schal heten des Luthers Bible.“

¹⁾ Über die nd. Übertragungen der Lutherschen Übersetzung des N. T., welche im 16. Jahrhundert im Druck erschienen, Greifswald 1880, Anhang S. 57 ff.

²⁾ Bei J. H. a. Seelen, Memoria Stadeniana (Hamburg 1725), S. 356.

Schaub hat in der angeführten Untersuchung¹⁾ an zwei Ausgaben des nd. Neuen Testaments in allen Einzelheiten nachgewiesen, wie scharf Bugenhagen die Übersetzerarbeit auf ein gutes Niederdeutsch hin kontrolliert hat. Trotzdem ist natürlich bei diesen Übersetzungen aus einer hochdeutschen Vorlage, noch dazu, wo sie eine solche Verehrung genoß wie die Worte Martin Luthers, überreichlich viel hochdeutsches Sprachgut in einzelnen Worten und Wortgruppen stehen geblieben. Hier lag die große Gefahr, die allmählich für die niederdeutsche Literatursprache verhängnisvoll werden sollte. Wenn selbst unter Bugenhagens Augen so manche hochdeutsche Fügungen in den niederdeutschen Text einschlichen, wie mußte es dann erst da werden, wo eine schärfere Aufsicht ganz fehlte, wo etwa junge Buchdrucker mitteldeutscher Herkunft schlecht und recht die hochdeutschen Schriften der Reformatoren ins Niederdeutsche übertragen ließen, oder gar selbst übertrugen! Es war ja klar, daß dadurch eine Erweichung des Baues der niederdeutschen Sprache eintreten mußte, eine Durchsetzung mit hochdeutschem Lehngute, die den völligen Niedergang des Niederdeutschen als Literatursprache herbeizuführen drohte. Trotz alledem hätte sich die niederdeutsche Sprache auch aus dieser schweren Bedrängnis, wenn auch mit Narben bedeckt, retten können, wenn ihr im Laufe des 16. Jahrhunderts noch rechtzeitig verständnisvolle Hilfe gebracht worden wäre. Allein der Retter erschien nicht. Die ältere Generation der niederdeutschen Helfer Luthers, die Bugenhagen, Aepinus, Corvinus, Spangenberg, fanden nur noch wenig Nachfolger, die mit gleicher Entschiedenheit bei der Schriftstellerei in ihrer niederdeutschen Muttersprache verharrten. Es war ja gar nicht die Sprache der Lutherschriften allein, die an der Auflösung der niederdeutschen Schriftsprache arbeitete. Von ganz anderer Seite her drohte ihr ein viel unmittelbarer Schaden. Die Begründung des Reichskammergerichts durch Kaiser Maximilian 1495 hatte den langjährigen Kampf der einheimischen deutschen Landrechte mit dem eindringenden römischen Rechte zu Gunsten des fremden Rechts entschieden. Die Folge davon war, daß sich jetzt ein besonderer gelehrter Juristenstand ausbildete, der außer seiner humanistischen Lateinbildung nur noch die Sprache der kaiserlichen Kanzlei pflegte. Da aber alle deutschen Staaten und Stände mit dem Reichskammergericht arbeiten mußten, eröffnete sich hier dieser hochdeutschen Gelehrtensprache der Zugang auch zum niederdeutschen Norden. Wie etwas später die Lehre Luthers, so bahnte sich damals das fremde Recht durch seine Weltgeltung den Weg in die Kanzleien der einzelnen niederdeutschen Fürsten und größeren Städte und ließ bald überall Männer wünschenswert erscheinen, die das neue Recht und seine Sprache genügend beherrschten.

Zugleich machte sich aber seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts überhaupt das Übergewicht der beiden großen hochdeutschen Kanzleisprachen, der kaiserlichen und der kursächsischen, stärker geltend; auch

1) S. 25 ff. und 39 ff.

hier wie in der Gerichtssprache finden wir das deutliche Hindrängen zu einer sprachlichen Annäherung und Angleichung. Die südöstlichen Grenzgebiete des Niederdeutschen vollziehen den Anschluß an die hochdeutsche Kanzleisprache zuerst. Hier im Südosten hatte das Niederdeutsche im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts sowieso einen breiten Grenzärgtel an das Mitteldeutsche verloren: gerade die Grafschaft Mansfeld, Luthers Heimat, Merseburg, Halle, Wittenberg und Teile von Anhalt. Der Erzbischof von Magdeburg hatte für seine Kanzlei sogar bereits seit der Mitte des 14. Jahrhunderts das Hochdeutsche angenommen, der Magdeburger Schöffenstuhl seine Schöffensprüche von jeher hochdeutsch für hochdeutsche Empfänger, niederdeutsch für niederdeutsche Empfänger ausgestellt. Bis ins 16. Jahrhundert hinein hielt der Magdeburger Rat am Niederdeutschen fest, aber als die Reformation in die Stadt eindrang, war das Niederdeutsche dort soweit abgestorben, daß die Magdeburger Kirchenordnung von 1524, die früheste aller evangelischen Kirchenordnungen, bereits hochdeutsch abgefaßt werden konnte. Besonders gut sind wir durch die Arbeiten von Fr. Dr. Lasch¹⁾ über die Rezeption der hochdeutschen Schriftsprache in Berlin unterrichtet. Hier wirkte die kurfürstliche Kanzlei der Hohenzollern, die stets bei ihrer fränkisch-mitteldeutschen Sprache verblieben war, bestimmend ein. So vollzieht auch die Stadt Berlin ihren Übergang zur hochdeutschen Kanzleisprache bereits 1504, also längst ehe die Reformation die Stadt erreichte. Wie in Magdeburg haben auch in Berlin der nachbarliche Verkehr mit den mitteldeutschen Städten, die Handelsbeziehungen und der hochdeutsche Zuzug viel zu dem frühen Eindringen des Hochdeutschen beigetragen.

Weiter im Innern des niederdeutschen Gebietes bildeten sich solche Mischungsverhältnisse wie in Magdeburg und Berlin erst zu einem späteren Zeitraume heraus. Überall aber gingen die landesfürstlichen Kanzleien mit der Aufnahme der hochdeutschen Schriftsprache voran, die Städte folgten regelmäßig erst einige Jahrzehnte später, im inneren Dienst behielten sie das Niederdeutsche meist noch viel länger bei. Als Sprache der fürstlichen Höfe erhielt das Hochdeutsche von selbst das höhere soziale Ansehen, das in der Sprachgeschichte eine so bedeutende Rolle spielt. Von oben her drang es so langsam auch als Umgangssprache in die gebildeten Schichten hinein. In diesem Zusammenhang gehört schließlich auch die rasch zunehmende Verhochdeutschung der evangelischen Geistlichkeit, wie sie sich im weiteren Verlaufe des 16. Jahrhunderts vollzieht. Statt die immer stärker werdende Kluft zwischen Volks- und Gelehrtensprache überbrücken zu helfen, schlossen sich die norddeutschen Geistlichen immer entschiedener der Seite an, wo sie gleichzeitig die Sprache Wittenbergs und die Sprache der modernen Bildung fanden. So konnte die Sprache Luthers, je mehr sie zur festen Norm wurde, um so ungestümer die niederdeutsche Sprache aus ihrer alten Position in Gesang

¹⁾ Dr. Agathe Lasch, Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Dortmund 1910.

und Predigt, Lehre und Erbauung hinausdrängen. Als sich endlich im letzten Viertel des Jahrhunderts gerade aus den Kreisen der Geistlichkeit in Hamburg, Rostock und Greifswald noch einmal eine Reaktion gegen das Hochdeutsche regte und auf die Gefahr für die Volksbildung hinwies, die darin lag, daß „einfach ein gelehrtes Deutsch dem gelehrten Latein der mittelalterlichen Kirche auf dem Fuße gefolgt sei“¹⁾, da war es bereits zu spät. Zwar wird es kein Zufall sein, wenn wir gerade für diese Jahre oben ein bedeutsames Wiederanstreigen der Zahl der niederdeutschen Drucke feststellen konnten, und noch dazu in der Mehrzahl der Fälle Hamburg als den Druckort erkennen. Diese nd. Literatur der Hamburger Drucke von 1570 bis 1620 wendet sich doch bereits an ein sehr viel engeres Publikum, dem sie praktische, populäre Kenntnisse oder Unterhaltung zu vermitteln sucht. Der Gebildete sucht sich seine geistige Kost anderswo und weint der alten Literatursprache seiner niederdeutschen Heimat keine Träne nach, als sie dann in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges ganz ins Grab sinkt.

Theodor Storm und Klaus Groth.

Eine unbekannte Kritik Theodor Storms.

Von Fritz Böhme.

Daß Theodor Storm gelegentlich seiner Berührungen mit dem Berliner „Tunnel“ in den Jahren 1854 und 1855 eine ganze Reihe kleiner Kritiken über gleichzeitige literarische Neuerscheinungen in dem von Friedrich Eggers redigierten „Literatur-Blatt“ des „Deutschen Kunst-Blattes“ veröffentlicht hat, ist bekannt. Später hat sich seine kritische Seite, abgesehen von Äußerungen in Briefen, nur noch in den Vorreden zu seinen Anthologien, den „Deutschen Liebesliedern seit J. Chr. Günther“ (1859) und in dem „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“ (1870) gezeigt. All diese (nun in dem Nachtragsband zu des Dichters Sämtlichen Werken Bd. 9 zusammengestellten) Äußerungen Storms sind deshalb von großem Wert und haben ihre Bedeutung über das Gelegentliche der Veranlassung hinaus, weil sie zugleich ästhetische Bekenntnisse eines Lyrikers über das Hauptgebiet seines Schaffens, die Lyrik, sind.

Unter den im Eggerschen Blatte herausgegebenen Besprechungen findet sich auch eine über Klaus Groths „Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn“ (1854). In ihr äußert sich Storm recht abfällig über diese hochdeutschen Gedichte des plattdeutschen Dichters, ohne weiter auf seine mundartliche Poesie einzugehen. Er rügt an den „Hundert Blättern“ das, was für ihn Sünde des Lyrikers gegen den heiligen Geist der Poesie ist, nämlich, daß sie mehr auf der Reflexion als auf dem unmittelbaren Erlebnis beruhen und aus einer Empfindung geschaffen wurden, die fast ohne Ausnahme aus poetischen Reminiszenzen entsprungen sei. Nach einer kurzen Erörterung über prinzipielle Unterschiede zwischen der hochdeutschen und plattdeutschen Poesie schließt Storm seine Kritik mit einigen anerkennenden Worten über die in dem Bande enthaltenen Sonette.

Über die Beziehungen zwischen Storm und Klaus Groth haben wir bisher noch nicht viel erfahren. Daß sich beide 1867 kennen lernten, daß sie miteinander korrespondierten, Briefe und Karten getauscht wurden, daß sie sich besuchten, daß Storm ein Gedicht „An Klaus Groth“ in seine Werke aufnahm, daß Klaus Groth sein „Wat wullt du mehr —“ (Ges. Werke 2, 292) als ein „Ordnis an Storm, Gaederg un Souchan“ bezeichnete und außerdem einige Aufsätze über

¹⁾ F. Kluge, Von Luther bis Lessing, 4. Aufl., Straßburg 1904, S. 124.

seinen Landsmann veröffentlichte — mit diesen ganz allgemeinen Notizen war unser Wissen über die Beziehungen dieser beiden über ihre Zeit und Heimat hinaus bedeutenden Dichter erschöpft. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch Klaus Groth in einer kleinen zum 70. Geburtstag Storms in Kiel von Gustav Brandt herausgegebenen „Festszeitung“ als Pendant zu Storms ihm gewidmeten Versen „Abend“ dem Jubilar ein in gleichem Rhythmus gehaltenes Gedicht „Morgen“¹⁾ widmete, das in den „Gesammelten Werken“ Klaus Groths nicht enthalten ist. Da die nur zwei Seiten umfassende Festszeitung zu den größten Seltenheiten gehört, mag es hier noch einmal stehen:

Morgen.

Dörch de Gardin,
 Wenn morgens kumt de eerste Schin,
 Dat Hus is still, de Ort de slöppt,
 Miet af un swack en Hushahn röppt;
 Du kannst din Wandklock ticken hörn,
 En Wagen klappern in de Feern,
 Un, ob din Hart noch slummern deit —
 Weer't nich en Droffel, de da sleit?
 Se is't, de di nich slapen leet:
 „Hörst du denn gar nich?“ ludt ehr Leed;
 Wenn denn din Glück nich ganz toschann,
 Din Lengn un Höpen all dervan,
 Dann treckt die warm de Morgenschin
 In't Hart hinin.

Die Briefe Storms an Klaus Groth liegen in dem noch wenig berührten Nachlaß Groths (Hermann Krumm gab bisher nur die Briefe Kl. Groths an seine Braut — 1910 bei Westermann in Braunschweig — heraus) in Kiel; von den im Nachlaß Storms liegenden Briefen Kl. Groths wurde bisher erst ein Teil eines Briefes aus dem Jahre 1882 von Gertrud Storm (Th. Storm. C. Bild f. Lebens 2, 215) veröffentlicht.

Da die Quellen zur Geschichte der Beziehungen beider Dichter so karg fließen, ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die jüngst von Gertrud Storm herausgegebenen „Briefe Storms an seine Kinder“²⁾ neben anderem literarisch Interessanten auch kleine Beiträge zu der Frage Storm-Kl. Groth bergen. „Ich habe mich müde geschrieben an Materialien zu einer Lebensskizze mit Portrait, die als Vorbereitung zu der Gesamtausgabe in den Westermannschen Monatsheften erscheinen soll“ schreibt Storm am 11. Juli 1868, „ich habe Kl. Groth um die Abfassung gebeten“, fährt er fort. Ein paar Tage später erwähnt ein anderer Brief dasselbe Faktum. Die Bitte Storms ist unschwer auf die 1867 erfolgte Bekanntschaft zurückzuführen. Wenn nun aber Storm am 29. September 1868 schreibt „das Oktoberheft mit meiner Lebensskizze ist heraus“, so kann sich das nicht auf eine von Kl. Groth geschriebene Skizze, sondern nur auf eine Arbeit von Ludwig Pietzsch in dem genannten Heft von Westermanns Monatsheften beziehen. Ein Aufsatz von Kl. Groth, der erst im Dezemberheft 1868 veröffentlicht wurde, ist aber — schon der Titel „Th. Storms sämtliche Schriften“ deuten das an — viel weniger Lebensskizze als die früher veröffentlichte Studie Pietzschs, von der wir aus einem Brief Storms an Kuh (13. Aug. 1873) schon wußten, daß sie eine Abarbeitung von Storms eigenen Notizen ist. Kl. Groth scheint also die Abfassung des größeren biographischen Aufsatzes abgelehnt und als Ersatz und, um den Freund nicht zu verletzen, die unbiographische, kürzere Würdigung der Werke vorgezogen zu haben.

Noch an andern Stellen dieser Briefe wird Kl. Groth erwähnt: wir erfahren von einem Brief, den er Ende 1869 an Storm schrieb, ohne daß der Inhalt angegeben wird; am 27. Oktober 1882 schreibt Storm, daß Kl. Groth sich zustimmend über sein „Hans und Heinz Kirch“ geäußert habe (gemeint ist der von Gertrud Storm wie oben erwähnt zum Teil veröffentlichte Brief). Die bemerkens-

¹⁾ Beide Gedichte sind nach einer Mitteilung von Fräulein Gertrud Storm fast gleichzeitig entstanden. Wohl mag Klaus Groths „Morgen“ erst als Gruß zum 70. Geburtstag Storms in der Festszeitung gedruckt sein; entstanden ist es viel früher. St.

²⁾ Braunschweig: Westermann 1916.

werteste Stelle aber findet sich in einem Briefe an Lisbeth vom 21. Dezember 1870: „Wie Du wohl gelesen, habe ich Kl. Groths Quickborn Teil II, im Jzehoer Wochenblatt besprochen“. Diese Kritik, die Storm am 13. Dezember 1870 geschrieben hat, ist in den „Jzehoer Nachrichten“ vom 17. Dezember 1870 veröffentlicht und lautet:

„Quickborn: zweiter Teil, von Klaus Groth. Unter diesem Titel ist soeben ein neuer Band plattdeutscher Dichtungen erschienen, welchen Alle mit Freuden begrüßen werden, denen der ursprüngliche „Quickborn“ des Verfassers lieb geworden und geblieben ist. Und wenn auch mit Recht die lebendige Gegenwart uns mehr als je in Anspruch nimmt, so dürfte es doch Manchem eine willkommene Erquickung sein, für eine kurze Zeit aus dem ungeheuren Allgemeinen in ein individuell Begrenztes, aus der strengen, abspannenden Wirklichkeit in eine ideale Welt einzukehren, wo Kampf und Schuld, die auch hier nicht fehlen, in dem Frieden der Kunst beschliffen und gesühnt sind.

Es ist ein reiches und tüchtiges Buch, das vor uns liegt, und völlig geeignet, von dem Leben nicht nur des Menschen, sondern auch des Dichters Zeugnis abzulegen.

Die Sammlung beginnt mit „De Heisterkrog“, einer umfangreichen poetischen Erzählung in ungereimten Jamben. — In der Schilderung des Bredstedter „Mischelmarts“, womit die Dichtung sich eröffnet, werden wir vielleicht kaum ganz über die Wirklichkeit hinausgehoben; aber schon zu Ende dieses Gesanges beginnt der Dichter, uns in seiner Welt heimisch zu machen. Mit sicherer Hand, in lebendigen, charakteristischen Zügen läßt er vor unsern Augen die Eindeichung des wüsten Vorlandes geschehen, und bald auch erhebt sich aus dem üppigen Marschgrase des „Mien Koogs“ der große Bauerhof, der im Erdbuche „Güderwisch“, im Volke aber nach den Vögeln, die dort in den hohen Eschen ihre Nester haben, „de Heisterkroog“ genannt wird. — Hiermit ist der Schauplatz der Dichtung gegeben. Deutlich sehen wir den Gründer dieses Hofes, den klugen Holländer Rip van Haarlem, wie er vor seinen Eschen steht und dem Treiben der Elstern zusieht, — „mein Herters“, wie er sie in seiner Muttersprache nennt:

„Dar kunn he morgens, sän de Knechtens, stan,
Un smök sin kalken Pip un kiken rop,
As keek he na sin Duben, na „mein Herters“
Wa se dar schracheln in de hogen Böm,
As snacken se en Sprak, de he verstunn,
De wull torügg reck in en anner Tid,
Wo't nich so eensam weer, wo lewe Minschen
Noch Stimm un Ton harrn, Modersprok noch schall,
As nu de Herters op den Heisterkrog.“

Die Worte lassen ahnen, daß sich ein verhängnisvolles Stück Menschenleben — unerwarteterweise nicht dieses Alten, sondern seines Sohnes Jan van Haarlem — vor uns abspielen soll, und schon im ersten Gesange, wo dieser mit seinen schwarzen Racedperden über den Jahrmarkt fährt, fällt ein Schatten auf das bessere Bild.

Auf den „Heisterkrog“ folgt die Novelle: „Um de Heid.“ — Wie der beliebte Spaziergang, dem dieser Titel entlehnt ist, die alte Dithmarsische Stadt [Heide] umfaßt, so enthält auch die Novelle in ihrem Rahmen ein ausgeführtes Lebensbild derselben zur Zeit der alten Napoleonischen Invasion. Erquicklich erhebt sich aus dem Kleinleben der Stadt, sowohl durch die Großartigkeit des Geschäftsbetriebes, als durch den Sinn für schönere Gestaltung des Lebens, das Heimwesen eines Mannes, der mit dem Fernblick des Genies über die engen Grenzen seiner Heimat hinaussieht. Zu ihm stellen sich zwei jugendliche Gestalten, seine Tochter und sein Jögling, an Geist und Sinn zu ihm gehörig. Die hereinbrechenden Weltereignisse zerstören zwar den mit so kühner Hand errichteten Bau, dem die kleine Stadt schon längst mit Verwunderung und Mißtrauen zugeschaut, aber der unabwendbare Einsturz zerprengt zugleich die Hülle, in der ein junges Glück mit Schmerz zu Tage rang, und, während Haus und Garten in geipenstischen Verfall geraten, wissen wir die Menschen, denen unsere Teilnahme angehört, in der Ferne durch ihre sittliche Kraft gerettet.

Sowohl in dieser Novelle, wie in dem „Heisterkrog“ tritt der Dichter, und zwar gerade in Bezug auf die Hauptperson, nur selten aus seiner berichtenden Weise heraus; aber die Erzählung läßt trotzdem im Wesentlichen nichts an Frische und Lebendigkeit vermessen. Was beide Dichtungen überdies auszeichnet, ist, ich möchte sagen: eine sittliche Schönheit und eine Fülle der feinsten Beobachtung. Allerdings ist in denselben eine hochdeutsche Bildung, und die plattdeutsche Sprache muß daher mitunter bei ihrer geschulteren Schwester borgen gehen — vielleicht tut sie es hier mitunter ohne Not —; aber einerseits dürfte durch den geistigen Gewinn, der uns dadurch zufällt, der kleine sprachliche Verlust mehr als ausgeglichen werden, denn der Boden, auf dem sie erwachsen und auf dem des Dichters Anschauung sie erfaßt hat, gehört dieser Sprache an. Denn wir sehen nicht etwa nur die Existenz einzelner Menschen, sondern das Menschenleben überhaupt, ja, auch das Naturleben, Lust und Wetter, auf einem bestimmten Fleckchen Erde an uns vorübergehen.

Die Gedichte, welche das letzte, kleinere Drittel des Bandes ausmachen, bringen uns einen Nachkommer zum ersten Teil des „Quickborn“, und es sind einzelne darunter, wie „He mach ni mehr“, „Fru Nachdikal“, aus den Kinderliedern: „Ma'n buten!“ und das allerliebste „Verstecken“, welche den besten dort kaum etwas nachgeben dürften.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, eine eingehende Kritik des Buches zu geben; sie wollen zunächst nur auf das Erscheinen desselben aufmerksam machen und den wohl begründeten Wunsch aussprechen, daß es bald nirgends fehlen möge, wo der erste Teil des „Quickborn“ eine Stätte gefunden hat.

Hufum, den 13. Decbr. 1870.

Th. Storm.

Im Gegensatz zu den in Eggers Literatur-Blatt veröffentlichten Kritiken, die nur Unrik (mit Ausnahme zweier Novellen und der Balladen Theodor Fontanes) betrachten, handelt es sich in dieser Besprechung vornehmlich um Epik. Zwar gibt Storm in seinen Ausführungen im Vergleich zu den Besprechungen von 1854 und 1855 nichts Ebenbürtiges, da das Theoretische dort klar ausgesprochen, hier nur mittelbar zu erschließen ist; man wird aber trotzdem nicht umhin können, auch diese Kritik bei einer Gesamtbetrachtung der Ansichten Storms über erzählende Poesie besonders neben seinem „Vorwort“ von 1881 (Sämtl. Werke. Bd. 9. S. 946) mit heranzuziehen. In dem „Vorwort“ von 1881 setzt er die Novelle in Beziehung zur dramatischen Kunst: „gleich dem Drama behandelt sie die tiefsten Probleme des Menschenlebens“. Auch hier rühmt er von den beiden Schöpfungen Klaus Groths, daß sie nicht nur die „Existenz einzelner Menschen, sondern das Menschenleben überhaupt“ darstellen; von einer Zuspitzung auf Probleme hören wir aber nichts. Andererseits aber lassen sich Forderungen Storms herauschälen, die über die Formulierung der Frage im „Vorwort“ von 1881 hinausgehen oder besser ihr ergänzend zur Seite treten: so die Notwendigkeit der Kunst trotz der Wiedergabe von Kampf und Schuld Frieden in sich zu bergen, eine eigene Welt des Dichters zu schildern, über die Wirklichkeit hinauszuhelien und schließlich das Verlangen, daß die Epik neben Frische, Lebendigkeit und feiner Beobachtung auch sittliche Schönheit zu geben habe. Aber noch durch ein anderes wird diese Kritik bedeutsam. Storm nannte in seiner Vorrede zu seinen „Sommergeschichten und Liedern“ (1851) seine Geschichten „Situationen“ und umriß damit seine damalige prinzipielle Forderung an die Novelle überhaupt; 1881 spricht er von Problemdichtung. Die Kritik von 1870 berührt weder das eine noch das andere, sondern untersucht lediglich die Frage, inwiefern die Geschichten Klaus Groths Erzählungen sind. In diesen drei Betrachtungen Storms spiegelt sich zugleich seine eigene Dichtung. Die Entwicklung seiner Novellistik weist drei Phasen auf: rein lyrische Stimmungsbilder, objektiv erzählende Novellen, Problemdichtungen der späteren Zeit. Wie das Vorwort von 1851 am Anfange seiner ersten, die Vorrede von 1881 mitten im bewußten Ausdruck der letzten Schaffensperiode steht, so gehört die Kritik von 1870 der mittleren Zeit an, in der das ursprünglich Lyrische langsam immer mehr von einem stärkeren Betonen des Epischen in Schranken gehalten wird. Diese inneren Beziehungen zum Schaffen des Dichters erweisen, daß die Kritik von 1870, die hier zum ersten Male dem heutigen Publikum vorgelegt wird, gleich den beiden Vorreden ein Markstein in der Entwicklung Theodor Storms ist.

Vom vlämischen Lied

Von Mag Kuckei (s. S. im Felde).

Im Lande Ulenpegels ermöglicht unser der Landesprache so naheverwandtes Blatt dem Volk etwas näher zu treten, als vorher in Frankreich oder gar Polen. Unsere liebe Muttersprache gilt in den meisten Fällen, wo man sich Einblicke ins Gemütsleben der Vlamen verschaffen will, als Schlüssel. So habe ich mit gutem Erfolg versucht, bodenständige Lieder einzufangen. Die Umgangssprache ist ja vlämisch, wenn auch die „besseren Kreise“ ein schlechtes Französisch für feiner erachten. Und vlämisch in Ton und Wort ist das Lied des Volkes, der Mittel- und Unterschicht. Alte Volkslieder wechseln ab mit guten volkstümlichen Kunstliedern und Übertragungen hoch- und niederdeutscher Gefangensperlen. In mehreren handschriftlichen Liederbüchern wie im Volksmund selber fand ich die wunderfame Mär von den Königskindern oder die Ballade von der jüngsten Nonne.

Recht beliebt sind Lieder zum Preise der engeren Heimat. Folgendes Geseß („In Vlaanderen“) gibt etwa den Grundton all dieser Heimatslieder wieder:

„O landeke! je zijt maar kleen, niet grooter zou 'k U geren, En'k zie u, — en't en is maar een — en'k zie u toch zoo geren!	Mijn Vlaandren spreekt een eigen taal; God geef elk land de zijne, en, laat ze rijk zijn, laat ze kaal; Ze is vlaamsch, en ze is de mijne!“
--	--

Groths „Moderspraak“ in der Vertonung von Peter Benoit sang man mir neben dem neckischen „Lief Minneken“ von Fallerleben regelmäßig als Volkslied vor. Das Heidenröslein und das süddeutsche Lied „Tod von Basel“ sind gleichfalls recht bekannt und beliebt.

Ein auch in Niederdeutschland bekanntes Volkslied: singt vom Vöglein als Liebesboten:

Daar sat een sneeuwewit vogeltje al opeen stekendorentje, dindondaine. Wilt gij niet mijn boode zijn? ik ben te klein een vogelkijn. Zijt gij maar klein, gij zijt snel, weet gij den weg? ik weet den weg.	Hij nam den brief in zijnen bek en vloog ermee tot over 't hek. Daar kwam dat vogelkijn van daar, het bracht heur een bedroefde maar. Die schoone greet zijn herte mon, ach, dat ik nu maar sterven kon.
--	---

In Kinderliedern verzeichnete ich das auch in Holstein bekannte:

„Klein, klein kleuterken, wat doet gij in den hof? Gij plukt er al de bloemkens af, gij maakt het veel te grof. Mamaken die zal kijken, Papaken die zal slaan. Klein, klein kleuterken, Maak u maar gauw vandaan.	„Zeg, kwezelken, wilde gij dansen? ik zal u geven een ei.“ ,Wel neen ik', zei dat kwezelken, ,van dansen ben ik vrij. 'k En kan niet dansen, 'k En mag niet dansen; Dansen is onze regel niet. Begijntjes en Kwezeltjes dansen niet.“
--	--

Das im „Niederländisch Volksliederenboek“ (van Loon-Amsterdam) mitgeteilte Schlafliedchen hörte ich hier aus dem Munde einer jungen Mutter:

„Slaap, kindje slaap! Daar buiten loopt een schaaap, schaapje met witte voetjes,	drink er de melk zoo zoetjes Schaapje met zijn witte wol, kindje drinkt zijn buikje vol.“
--	---

Endlich noch einige Schnellsprachreime der Kinder:

Roller, kaboller leep over een soller met zijne bek.
Rood leer — rood lap.
Drie bloodroode rotten op het dek.

Die angeführten Proben beweisen wohl zur Genüge den engen verwandtschaftlichen Zusammenhang der Volkspoesie unserer niederdeutschen Heimat mit der des Vlamenlandes.

Kriegsbrieife.

XI.

(Vgl. 10. Jhrg. S. 130 ff.)

Die Papiernot, die auch uns zu Einschränkungen in Umfang und Auflage zwingt, ist daran schuld, daß wir den Abdruck dieser Briefe abkürzen müssen. Herr Steilen verlangt jetzt überall Knappheit: in den Aufsätzen, in den Beiträgen zur „Rundschau“ und zur „Sprachecke“, und auch in den „Kriegsbriefen“. Für die Spalten „Neue Mitglieder“ verlangt, ja wünscht er keine Einschränkung. Kommen wir ihm also entgegen, fassen wir uns kurz und — verlängern wir die Liste der „Neuen“!

Rudolf Kinau ist seinem Schicksal nicht entgangen: Der anscheinend Unverwundbare wurde durch einen Granatsplitter ins Bein getroffen und kam zunächst in ein rheinisches Lazarett. „Dat ool Stück Iesen is beeten boben 't Ingel (Knöchel) blangen't Schenbeen ringohn, is dör't Wodenbeen gohn un seet nu achter twiischen de Sehnen. Door hebbt se't nu rutsneden, un ick hebb'n Lock dwars dör't Been un weet goarne, wat ick doarmit schall. Na, dat löppt sick woll all wedder trecht, ick kann den Foot un de Teuhn joo noch'n beeten reugen, dat is joo'n good Teeken“. Inzwischen ist der Steuermannsmaat und Dichter ins Marinelazarett Hamburg-Weddel überführt worden. — Auch von unserm Mitarbeiter G. F. Meyer kam Kunde: „Es freut mich besonders, daß es unserer plattdeutschen Sache gut geht. Leider bin ich ja vorläufig kalt gestellt; aber sendet mir doch, wenn möglich, Plattdeutsches und Blämisches — (Zensurlücke) — — ich entbehre es sehr. Auch alte Quickbornhefte, noch mehr neue (aber ohne Kriegsnachrichten!) nehme ich gern. Mir geht es den Umständen nach gut: Ruhelager ohne Arbeitsdienst; treibe Latein und Holländisch zum Zeitvertreib. Herzliche Grüße Dir und allen Hamburger Freunden“. Für diejenigen, die Meyer in Dankbarkeit für seine schönen Gedichte und gehaltvollen Aufsätze durch Postkarten, Briefe und Bücher erfreuen möchten, sei seine Anschrift hinzugefügt: Prisonnier de guerre Meyer, Gustav Friedrich, Vize-Feldwebel u. Offiz.-Adj. 984, Nr. 2702, St. Martin de Ré (Ile de Ré) Fr. — Max Bulvermacher (St. d. R.) schrieb uns am 10. August: „Ich bin wieder ins Feld gekommen und zwar nach Mazedonien, wo 60° Hitze sind. Das letzte Gehirnschmalz verschmort. Heil und Sieg!“ Leider fanden wir bald danach die Anzeige seines Heldentodes in Hamburger Blättern. —

Ludwig Dinklage erzählt von seinem Dienst bei der Marine: „An Bord weern wi meist all Jungs von'n Elwstrand: Hamburger, Finkenwarders un Fietendörper (Blankeser). En Mottenborger (Dittensener) weer dor ook mit mank. De Fietendörpers leegen sick jümmers in de Hor. En alleen von de Breuders weer ganz tamm, aewer twee tohoop, dat geef'n Iesenbohnunglück. — Dor hebbt wi jümmers plattdütsch snackt un de Dol ook. Den Befehl hett he op hochdütsch lest, awer wenn he uns dat ut'n anner klamüstert hett, dat meuk he op plattdütsch. As Rudolf Kinau noch in Cuxhoben bi de Klönkafstenkolonn' weer, keem he af un to to uns röber ton Spikoleten un Döntjes vertellen“. Jetzt ist der Briefschreiber Küstungsarbeiter: „Ich keem mi hier ganz verloten vor, all sabbelt se hier en anner Sprok, bloß keen plattdütsch. Dor hett min Better Tette Schlüter in Hamburg, de ook Mot is, mit en Quickbornbook schickt. Jungedi, dat weer wat for min Mudder ehren Lüttjsten. Rudl Kinau sin „Op Börpostenboot“ kenn ick all meist ut'n Kopp. Dat harrn wi damols noch gornick wußt, dat he sick ook mit son Krom afgeben deiht, awer bi dat Spikoleten hett he woll eerstmol Stoff sammelt. — As dat anner Mol de Kaiser keem (so nennt wi dat hier, wenn dat Löhnung giff) heff ick min Geld fir no Hamburg henschickt un'n por Dog loter weer ick all Quickbornmot.“ — Fr. Husmann ist bei der Kriegszeitung der Heeresgruppe Scholz beschäftigt. Er hat kürzlich das bulgarische Silberkreuz für Zivilverdienst erhalten. „Un weest woför? Dat ick so veel ethnographische un anner Artikel un Gedichte über Mazedonien in unse Zeitung schreiben heff. Un wat So noch mehr freuen ward: alle düsse Artikel hebb ick plattdütsch schreiben. So hebb ick egentlick de Utteekung för Plattdütsch kregen. — Binah jede Nummer bringt watt Platt-

düitsches. De Soldaten (Offiziere u. Mannsch.) leest dat geern“. — Otto Sievers berichtet: Am 19. Juli hett uns Div. östlich vun Ploczaw den Dörchbruch mokt un den Zwan bet über sien Grenz jogt. Verdreht, de kann ober good loopen, wi harrn to dohn, dat wi mit em in Verehrung bleeben. — — — Nu hebbt wi uns wedder verpußt un de Jokus kann wedder losgohn.“ Von der podolischen Hochebene sendet Schreiber en hartlichen „Hummel, Hummel!“

Der Befreite Rich. Wagner wandte sich an uns mit dieser gereimten Bitte um Bücher:

Dem Landsturmmann im Lazarett,
der gerne was zu lesen hätt,
den plagt die Langeweil oft sehr,
er denkt, wo kommt ein Buch daher.
Ein Heimatsgruß aus deutschem Land,
doch stets ein freudig Echo fand
und „Plattdüitsch Land und Waterkant“

besonders hoch in Ehren stand.

Zwar ist es nun schon lange her,
denn ach, die Zeiten sind so schwer.

Drum Liebesgaben sind so rar,
sie werden feltner Jahr um Jahr.

Doch freudig hofft ein Kriegersknecht
ein Gruß find' auch zu ihm den Weg.

Wie aber unsere Büchersendungen auch von hohen militärischen Stellen gewertet werden, zeigt dieser Brief des Divisionskommandeurs Generalmajor Haevernick:

„Erneut spreche ich im Namen der Division meinen verbindlichsten Dank aus für die Feldzusendungen der Quickbornbücher, die unsern nieder- und hochdeutschen Mannschaften sehr willkommen und lieb sind. Wir empfinden Ihre Büchersendungen nicht nur als Kriegsliebbestätigung, sondern auch als Stärkung der Heimatsliebe und des Deutschtums, welche in diesen ersten Zeiten für unsere Leute besonders notwendig ist. Ich bin überzeugt, daß der gute Geist, welcher aus den Quickbornbüchern spricht, durch unsere Feldgrauen wiederum ihren Angehörigen in der Heimat zu gute kommen und dort von Nutzen sein wird.“

Hauptmann Professor Dr. Rosenhagen schreibt in einem Dankbrief für einen neuen Bücherpacken: „Die Sendung hat es sehr gut darin getroffen, daß die meisten Stücke Lücken meiner Büchersammlung ausfüllten. Die Doppelsachen gehen an Nachbarkompanien ab. Der norddeutsche Charakter der Truppe ist gewahrt geblieben, trotz des häufigen Wechsels der Mannschaften, weil eben unser Ersatztruppenteil in Hamburg liegt. Es sind viele nette Mecklenburger dazugekommen. Wenn Zeit und Gelegenheit wäre, könnten richtige Kegelpartien zwischen Hamburgern und Mecklenburgern aufgestellt werden. Meine Büchersammlung dient außer der eigenen Kompanie auch den verschiedenen Beamten und kleinen Kommandos, die hier liegen. Sie tut also ihren Zweck. Sie wird wirklich gelesen. Das Bedürfnis ist groß, weil ein großer Teil meiner Leute fast dauernd auf Bahnwache liegt, während die anderen auf Schreibstuben Verwaltungsbeamte vorstellen oder als Gendarmen die unbefugten Eierhändler und Butter Schmuggler verfolgen — damit die Bevölkerung Belgiens nicht unter Kriegswucher leidet. Tatsache ist, daß ein beträchtlicher Teil der Truppe nur dafür arbeitet, die Ernährung des Landes einigermaßen gleichmäßig zu halten. Auch ein Stück von Barbarei.“

Paul Gerth schreibt: „Heute erhielt ich ein großes Paket und es entpuppte sich eine ganze Bibliothek. Ich danke vielmals dafür auch im Namen meiner Kameraden und meines Unteroffiziers. Die Bücher konnten wir gerade gut gebrauchen, denn wir waren schon bei den „Romanperlen“ und den „Kometromanen“ angelangt. Ich werde die Bücher, nachdem ich sie durchgelesen habe, an meine Schreibstube abgeben. Dort ist schon eine kleine Bibliothek, und Stiftungen werden gern entgegengenommen.“ — Maximilian Schmidt teilt mit, unsere Bücher seien andauernd d. u. = „dauernd unterwegs“. — Arthur Dswald: „Wat Se uns mit de Böker von uns besten plattdüitschen Geschichtschriebers för'n Freud makt hebbt, ward Se villicht begriepen, wenn Se hört, dat de beiden einzigen plattdüitschen Böker in de Depotbibliothek. de rund 1000 plattdüitsche Jungs ut ganz Nedderlannen mit Lesböker versorgt, Reuters „Woans ik tau ne Fru kamen“ un Vandios „Stratenjegels“ sünd“.

Man sieht also: plattdeutsche Bücher sind draußen nötig wie das liebe Brot. Darum aufs Neue:

Schickt plattdeutsche Bücher an die Front!

ß. W.

De ole Hamborger Rök.

Schnittgers Ausführungen haben, nach den eingegangenen Zuschriften zu urteilen, großen Anklang gefunden. Allen Einsendern sei herzlich Dank gesagt. Wir heben aus den Eingängen nachstehende Ergänzungen hervor:

Op de 128. Sit von Duickborn Nr. 4 is de Red vun Plättbrett un Voltisen un denn noch vun'n ammer Iesen mit 'n runn'n Bolten, wo Se den Nam nich mehr vun weet. Dat Ding heet „Ruffelisen“ oder „Tollisen“ ok „Tüllisen“. Dor wörn de Kanten von de witten Fronsmitzen, de domals „Modwern“, mit „ruffelt“ oder tollt, so dat se ungefehr so utiegen:

J. H. Tietjens, a. Zt. im Heeresdienst.

Bei den Küchengeräten scheint mir einiges zu fehlen: „Dat Hackmeß“ un dat „Hackbrett“, auf dem mit jenem Messer Fleisch gehackt, oder gewiegt wurde. Aber dem Herdfeuer hing der gezähnte, höher oder tiefer stellbare eiserne Kettelhaken, an dem der Koffikettel hing. Das Klutenfass war fast immer von Holz. De Dorflag war in neuerer Zeit fast immer von Eisenblech. Ein wichtiges Gerät der Küche war in jener Zeit noch de Tunnerlad, ein Kasten mit Stahl, Stein, Zunder, ferner de Swebelstäckendof, ein zylindrischer, blechener Behälter mit den langen, an beiden Enden mit Schwefel versehenen „Swebelstücken“, meistens nahe dem Herde hängend. Ferner war in fast jeder Küche eine blecherne, auf einem runden Fuß ruhende Rökenslamp mit einem Töt, aus dem der runde, lose Baumwollbrat, de Dechen, hervorsah; das Benmaterial pflegte Rüböl zu sein, während auf dem Krüsel meistens Tran gebrannt wurde. Dazu gehörte dann de Olkruk oder eine blecherne Olkanne. Da zur Reinigung des Fußzeuges wohl nur selten ein anderer Raum zur Verfügung stand, war wohl fast immer ein Wickskasten in der Küche mit Wicksbööst und Schohbööst. Dann fand sich wohl fast überall ein Surbuddel (Essigflasche), oft auch eine Zitroskruk. Zum Reinigen der Tische, Grapen, Setten usw. wurde (wahrscheinlich auch in Hamburg) Heidschrubber oder Heidsböösten gebraucht, um Abwischen Schöddeldöcker. Selbstverständlich besaß jede Küche eine Koffemöhl.

San. Rat Dr. Stille (Stade).

Bi düsse Gelegenheet will ick noch von enen Gegenstand vertellen, de woll ock in de ole Hamborger Rök to sinn'n weer, bi uns up Van'n äwer nich fähl'n dörf, dat weer de Kaffeebrenner. Wi harr'n sogar twee Brenners, enen nimobischen, as man se ock hüt noch in'n Iesenladen köpen kann, enen runnen ifern Poit, haben mit fasten Deckel un Klapp, wo de Bohnen inschürtt wür'n, un enen Dreier, mit den'n inwendig veer dörchbrakene Flögel verbunnen weeren, de bi't Brennen de Kaffeebohnen umrögten. Äwer von den'n olen Schürkkastebrenner, den min Moder meistens gebruken däh, will ick vertellen, denn düsse Dinger sünd hüt to Dag woll kum noch bekannt. Dat weer'n ifern Kasten so grot as'n lütt Cigarrenkist to föstig Stück mit'n langen ifern Steel, de enen hölten Handgriff harr; de Deckel von den Kasten harr sin Charneer an de smale Sid un ock enen langen Steel, de up den Kastensteel passen däh un dörn bi den Handgriff mit en Schrum fastmakt würd. Düsse Kasten würd nu mit de Kaffeebohnen äwer dat Heerdfeuer holl'n, un slittig wend't, dat bald de Baben bald de Unnersid de Hitt kriegen däh; von Tid to Tid würd he denn rasnahmen un fix in de Luft hen un her schürtt, un denn tröck de kräftige blage Kaffeerok dörch de Rök un dat apen Finster.

San. Rat Dr. Herkt (Trittau).



Blattdeutsche Vieschreiber und Viesverleger. F. von Borstel bespricht in der „Literarischen Gesellschaft“ einige niederdeutsche Bücher mit einem Ernst und einem aufrichtigen Wohlwollen, für die ihm Verleger und Verfasser nur dankbar sein können. Es ist doch ein verhängnisvoller Irrtum, wenn gewisse niederdeutsche Verfasser noch immer zu glauben scheinen, sie könnten nur durch ein Lob gefördert und aufgemuntert werden. Für die plattdeutsche Dichtung

ist es vor allen Dingen notwendig, daß ernsthafte Kritiker ohne persönliche Vorurtheile für oder wider Verfasser oder Verleger an die plattdeutsche Dichtung genau denselben Maßstab legen wie an die hochdeutsche! Solche Buchkritik wird der plattdeutschen Dichtung ebenso sehr frommen wie die Erkenntnis, daß weder Verleger noch Verfasser an plattdeutschen Werken goldene Berge verdienen können. Daß das unter den Schriftstellern ausnahmsweise Fritz Reuter gelungen ist, daß es den Erben Gorch Focks vielleicht gelingt, kann höchstens die Regel bestätigen. (Gorch Focks größter Erfolg ruht noch dazu auf einem hochdeutsch geschriebenen Buch, und auch er ist zu einem großen Teil erst dem Heldentode des Verfassers gefolgt.) Dem Durchschnitt der plattdeutsch Schreibenden wird es auch ferner nicht viel besser gehen, wie es selbst Verfassern gegangen ist, die über dem Durchschnitt standen, den Groth, Brinckman, Slavenhagen, Jehrs u. a.

Vor 6 Jahren machte bei einem Spaziergang auf den Burgberg ein braunschweigischer Mitkämpfer auf unserm Gebiet mir die Bemerkung: „Lassen Sie sich durch nichts entmutigen. Sie sollen sehen, daß es mit dem Plattdeutschen bergan geht. Die Verleger und andere Leute beginnen schon mitzumachen, und diese Herren Geschäftsleute pflegen seine Nasen für das Aufblühende zu haben.“ Im allgemeinen mag der verehrte Herr Professor recht gehabt haben, aber die „feinen Nasen“ zweifle ich auch heute noch an, wenigstens haben sie sich mit Bezug auf das Plattdeutsche mitunter als nicht „fein“ erwiesen.

Wer sich des Plattdeutschen mit Erfolg annehmen will, muß an den gesüßlichen Erfolg zuletzt denken. Ist ihm der die Hauptsache, so gehts sicher auf Kosten des ideoellen Erfolges. Dann wird immer wieder aufs neue von Borstels Wort wahr werden: „Es soll Niederdeutsches geschaffen und geredet werden um jeden Preis, und die Echtheit niederdeutscher Art wird dadurch nicht besser bewahrt, daß sich ein betriebsamer Buchhandel dieser krampfhaften Sucht des Hervorbringens annimmt“. Und wiederum hat von Borstel recht, wenn er zunächst den Wagemut eines Verlegers anerkennt, der in wenigen Jahren eine Bücherreihe von bald 50 Bänden niederdeutscher Literatur auf den Markt brachte, dann aber fortfährt: „Aber gerade der schon aus rein geschäftlichen Rücksichten sich ergebende Zwang, der in der Fortsetzung einer solchen Reihe liegt, macht nicht immer stark genug, Mindervertiges zurückzuweisen.“

Es kann dem Anschein des plattdeutschen Schrifttums nichts Unerwünschteres geschehen, als eine Diskreditierung durch eine wachsende Zahl „unter Mittel“ stehender Werke, und den plattdeutschen Dichtern nichts Schlimmeres, als wenn etwa ihre Verleger sie allzu eifrig zur Buchfertigung „aufmuntern“. Wie wenig fruchtbar solche Treibhausarbeit wirkt, ließe sich sogar an Büchern nachweisen, die trotz dem ein großes Publikum gefunden haben. Ein „lohnendes Feld“ bietet das niederdeutsche Buch durchweg weder den Vielschreibern noch den Vielverlegern. Die billigen Romanreihen werden da immer noch einen dankbaren Boden abgeben. Da sind noch schöne große Kartoffeln zu ernten.

Paul Friede.

Ehrendoktor unten Anerkennung der Verdienste um die Pflege und Erhaltung der niederdeutschen Sprache. Dem Gründer unserer Vereinigung, Prof. Dr. Stuhlmann, wurde am 22. Juli 1914 von der Universität Göttingen die Doktorwürde erneuert. In der Ehrenurkunde wird nicht nur auf seine Verdienste um die Zeichenkunst hingewiesen, sondern auch hervorgehoben, daß er als Dichter für die Erhaltung und Ausbreitung der niederdeutschen Sprache gewirkt habe. Es heißt in der Urkunde von ihm: qui carminibus suis ad idioma theoticum inferioris Saxoniae et conservandum et excolendum contulit. Diese Ehrung ist im höchsten Grade erfreulich und wird allen, die aus Liebe zur Muttersprache das Plattdeutsche pflegen, ein Ansporn sein, noch eifriger zu wirken.

Plattdeutsch und Wissenschaft. Das Plattdeutsche ist nicht, wie die vornehme Unwissenheit meint, eine Art verderbtes Hochdeutsch, sondern stellt einen älteren Lautbestand dar als das Hochdeutsche und kann bei einer wissenschaftlichen Behandlung der deutschen Sprache nicht beiseite gelassen werden. Befremdend ist aber, daß vielfach selbst Germanisten alles Mögliche zur Erklärung deutscher Wörter heranziehen, Sanskrit, Gotisch, Angelsächsisch, Englisch, Holländisch,

Schwedisch, selten aber Niederdeutsch, das doch am nächsten liegen sollte. Auf den deutschen Hochschulen hat von jeher alles seine Pflanze gefunden, auch jeder griechische und lateinische Dialekt, Dorisch, Iolisch, selbst Dskisch und Sabellisch; aber man konnte noch vor 30 Jahren einen ganzen Juklus oder Kreis von germanistischen Vorlesungen auf einer Universität selbst in niederdeutschen Landen hören, ohne daß von Niederdeutsch anders als beiläufig die Rede war. Als unsere Landesuniversität Göttingen im Jahre 1734 von Georg August, Kurfürst von Hannover, gegründet wurde, war man vielfach der frohen Hoffnung, sie würde eine besondere Pflanzstätte der niederdeutschen Sprache werden. Diese Hoffnung ist leider zuschanden geworden, und erst seit wenigen Jahrzehnten wird an dieser berühmtesten Hochschule des alten Sachsenlandes auch die alte Sachsen-sprache mit Liebe gepflegt. Es wäre im Grunde nichts anderes als eine selbstverständliche Pflicht gegen das große Sachsenvolk, in Göttingen eine eigene Professur für die niederdeutschen Sprachen zu errichten, so wie es der kleine Hamburger Staat in seinem Bereiche jüngst getan hat. — Auch in wissenschaftlichen deutschen Wörterbüchern ist das Niederdeutsche vielfach noch unzulänglich zur Erklärung herangezogen. (Prof. G. Chr. Coërs in den Hannoverischen Geschichtsblättern XX, 2. u. 3.)

Volkshochschule und Niederdeutsch. In der Halbmonatschrift „Evangelische Wahrheit“ beleuchtet Pastor Fleißch in Loccum die Frage der Volkshochschulen und führt mit Bezug auf das Niederdeutsche aus: „Ob es zu weit gehende Hoffnungen sind, zu dieser Wiedergeburt dieser christlichen Stamme s k u l t u r auch die Wiederbelebung bezw. Erhaltung unserer niederdeutschen Muttersprache zu rechnen? Man sollte meinen, wenn die Volkshochschule, wie das bei uns zu Lande sicher eine ihrer vornehmsten Aufgaben wäre, auch einführt in den Geist und die Dichtungen (auch die alten) der niederländischen Sprache, dann würden die Schüler dieser Schulen sich nachher nicht mehr des Plattdeutschen schämen oder gar ihre kleinen Kinder von vornherein ein schlechtes Hochdeutsch lernen lassen, weil sie es damit im Leben leichter hätten.“

Plattdeutsche Gottesdienste. Bei einem Missionsfest, das kürzlich in Stade gefeiert wurde, predigte Pastor Holtermann aus Geestemünde in Plattdeutsch. Dazu schreibt das Stader Sonntagsblatt: Zum erstenmale haben wir das in Stade gewagt, und ich darf sagen, es ist nur eine Stimme: der erste Versuch hat einen durchschlagenden Erfolg gehabt. Keiner hat das Gefühl gehabt, daß sich unsere herzige Mundart nicht mit der Würde eines Gottesdienstes vertrage. Sie hat die heilige Sache der Mission vielen noch tiefer in das Herz geschrieben, aber sie hat auch selbst ihren Gewinn davon gehabt. Mancher, namentlich in der Stadt, ist von der Meinung geheilt, daß Plattdeutsch nur gut sei zum Wigemachen. Er hat erkannt, was Droite in einem prächtigen Gedicht sagt:

Dat is doch woll en hilge Sak,

Wenn Plattdütsch is de Herrgottsprak!

Plattdeutsche Erbauungstunden. Im Anschluß an die Rundschau-Berträge zur Frage der plattdeutschen Gottesdienste (10. Jahrg. S. 99 u. 138) mag noch darauf hingewiesen werden, daß Buchhändler Andreas Eschen in Oldenburg i. Gr. mehrfach niederdeutsche Erbauungstunden veranstaltete, in denen er selbst aus Schneebergs trefflichem Buche „Uns Hergott un sin Lüüd“ und aus Hansens köstlichen sassischen Liedern vorlas. Bei zwei öffentlichen Vorlesungsabenden dieser Art war beide Male der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt, obgleich ein Eintrittsgeld erhoben wurde. Die Tagespresse stellte fest, daß Herr Eschen mit seinen Darbietungen einen tiefen und nachhaltigen Eindruck erzielte. Einen sehr guten Erfolg hatte eine gleiche Veranstaltung in Herrnhut anlässlich einer Missionskonferenz vor Theologen und Missionsleuten aus ganz Deutschland. Der Versuch unseres rührigen Mitgliedes Eschen in Oldenburg beweist, daß bei unserer niederdeutschen Bevölkerung die Darbietung religiöser Stoffe in der Stammesmundart auf einen fruchtbaren Boden fällt und nur zur Nachahmung reizen kann. D. St.

Von der Kanzelsprache in Ostfriesland. In Reepsholt predigte 1620 Konrad Specht als erster hochdeutsch, in Viktorvur um dieselbe Zeit Oldewelt, in Blaukirchen Tiaden um 1648. Am längsten hielt sich die plattdeutsche Kanzelsprache im Harlingerland, wo um 1560 Pastor Minuert in Heppens in

altfriesischer Sprache gepredigt hatte, und wo noch 1639 ein von Calirt in Helmstedt empfohlener junger Theologe keine Anstellung finden konnte, weil er der plattdeutschen Sprache nicht mächtig war. Aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts fand auch im Harlingerland das Hochdeutsche Eingang auf den Kanzeln. Die reformierte Kanzelsprache nahm in Ostfriesland eine ganz andere Entwicklung als die lutherische. Das ganze 16. Jahrhundert hindurch und auch noch im Anfange des 17. Jahrhunderts war auch für die reformierten Gemeinden plattdeutsche Predigt üblich. Auch die Gesangbücher wurden noch 1648 und 1651 niederdeutsch gedruckt. Während des 30jährigen Krieges ist offenbar daneben auch hochdeutsch gepredigt worden, es waren viele Pastoren mittel- und oberdeutscher Zunge hieher verschlagen. Zwischen 1640 und 1700 eroberte sich das Holländische stetig vordringend die ostfriesischen reformierten Kanzeln. In Emden drang das Niederländische als Kanzelsprache in die 40er Jahren des 17. Jahrhunderts ein. 1652 ward ein holländisches Gesangbuch eingeführt, 1677 ließ der Emdener Kirchenrat den Emdener Katechismus ins Holländische übersetzen. In Leer hörte der Gebrauch des Plattdeutschen auf der Kanzel spätestens 1650 auf. Das Niederländische wurde in Ostfriesland Kanzelsprache, allerdings wars besonders in der ersten Zeit zumeist ein stark plattdeutsch gefärbtes Niederländisch. Die hannoversche Regierung setzte seit 1818 allmählich durch, daß hochdeutsch gepredigt wurde, zuerst alle 4 bis 6 Wochen einmal, 1849 ward verfügt, daß alle 4 Wochen hochdeutsch gesprochen werden sollte, von neu anzustellenden Kandidaten alle 2 Wochen. 1859 setzte eine Verordnung fest, daß neuangestellte Pastoren nur noch hochdeutsch predigen durften, 1866 ward verfügt, daß in einer Vakanzzeit der Übergang von der niederländischen zur hochdeutschen Kanzelsprache stattfinden sollte. Auch im ersten Jahrzehnt der neuen preussischen Herrschaft blieb alles beim Alten. In Emden ward am 2. Februar 1879 die letzte holländische Predigt gehalten. Auch in den Dorfgemeinden hörte nach 1880 die holländische Kanzelsprache auf.

Hoddersen-Bugenhagens niedersächsische Bibel. Eine ganz besondere Stellung unter den niederdeutschen Bibeln beansprucht die Hoddersen-Bugenhagen Bibel, weil sie sich auf die Luthersche Übertragung stützte, dabei aber ein halbes Jahr vor der hochdeutschen Ausgabe bereits fertig vorlag. Lessing bezeichnet sie in seiner witzigen Art als das Ei vor der Henne. (Lessings Werke, herausgegeben von Nachmann, Teil 11, Seite 304).

Auf den Urheber dieser höchst beachtenswerten Bibelübersetzung deutete nach Heinrich Schriefer (Hagen und Stotel, Geestemünde 1901) eine vormals in einem Fenster in der Kirche zu Büttel (Ostertade) befindliche Inschrift hin, welche lautete: „Herr Johannes Hoddersen, Pastor in Hammelwarden, hat unter Dr. Martin Luther studiret, die Bibel in die Niedersächsische Sprache versetzt, und ist No. 1564 am 6. Dezember die Kirche allhie zum Büttel ihm anbefohlen, die er durch Vicarien verwaltet.“ Über Hoddersen ist viel hin und her gestritten worden. Nach einer Lesart soll er in Wittenberg studiert haben und ein Freund der Reformatoren Luther, Bugenhagen und Melancthon gewesen sein. Diese ziemlich weit verbreitete Ansicht ist aber unhaltbar, denn wie Emil Pleitner in der Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg (I, 427) mitteilt, ist Hoddersen 1525 geboren. Wenn als Übersetzer ein Hoddersen in Frage kommt, so kann es nicht der oben erwähnte Pastor in Hammelwarden gewesen sein. Die Mitwirkung Bugenhagens steht wohl außer Zweifel. Ein Stück dieser plattdeutschen Bibel befindet sich in der Predigerbücherei in Stade.

Auf Hoddersens Bibel nimmt die Vorrede zur Wurster Kirchenordnung vom Jahre 1554 Bezug, wo es heißt: „De Wurster syn wol vor velen hundert Jaeren ut Henden Kristen worden dor den Denst des groten Kaiser Karl ende inner Nasolger; alleen se syn mit den Jaeren von Kristus luttren Wort up Minschengesette und Gebade geföhret. Se syn wedder tor vorigen Unwetenheit kehret, unde mehr Hendenminschen, als Kristen wesen. Iu kan en iver, Gott in Voff, in Südecher unde vornemliker Sprake syne Stemme hören, unde salig werden. Wn lesen ok de hillige Scripture in dat Neddersassische aversestet, de so rein ende syn is, dat se vel kostbarer, als Gold to achten, unde de uns der werdige und hillige Mann Gades, Lutherus, in Handen gegeven. Der syn ok

vele redlicke Lude hier to Lande, de dütt dürbare Bok gekost, unde darin slietigen forschen unde lesen.“

Aus diesen Worten geht zur Genüge hervor, daß Hodderjens Bibel im Volke Fuß faßte und unter der ländlichen Bevölkerung Verbreitung gefunden hatte.

Um die nahe Verwandtschaft mit der Lutherschen Uebersetzung darzutun, sei nachstehend aus dem 2. Kapitel des Evangeliums Johannes die Darstellung der Hochzeit zu Kana wiedergegeben. Sie lautet bei Hodderjens:

Unde am dreedden dage wart eine brudlacht tho Cana in Galilea / unde de moder Iheju was dar. Ihesus oeverst unde syne juengern worden ock tho der brudlacht gheladen. Undt do en wyn entbrack / spreckt de moder Iheju tho em: Se hebben neuen wyn. Ihesus spreckt tho er: Krouwe / wat hebbe yck mith dn tho schaffende: myne Stunde is noch nicht gekomen. Syn moder spreckt to den denern: Wath he jouw secht dat doeth. Dar weren oeverst söß steinen water Kruken / gesettet na der wise der Joedesche reinunge / und in eine yder ginc no twe edder dre mathe.

Ihesus spreckt tho en: Büillet de water Kruken mit water. Unde se wülden je beth boven an. Unde he spreckt en: Ghetet nu ju / unde bringet ydt dem spijemester. Unde se bröchtend em. Also oeverst de spijemester den wyn smeckde / de water gewest was / unde wüiste nicht wor he heer quam. De deners oeverst wüistent wol / de dath water geholet hadden / Eijchet de spijemester den brüdegam / unde spreckt tho em: Ein ydermann giff thom ersten guden wyn unde wenn se druncken worden syn / als denn den ringern. Du heffst den guden wyn beth nu / her geheget.

Dat is dat erste teken dat Ihesus dede / geschen tho Cana in Galilea / unde apenbrüdt syne herrlichkeit. Unde syne jüngeru löweden an en. —n.

Brügger „Dietsch“. In der Zeitschrift des Geschichtsvereins Mülheim a. d. Ruhr (XI, 2 u. 3) macht Friedrich Sandmann in einem Aufsätze „Das älteste Kanzel-Proklamationsbuch der reformierten Gemeinde Mülheim a. d. Ruhr“ über die Sprache, in der das Buch in den Jahren 1610—1863 niedergeschrieben ist, u. a. folgende Ausführungen: Wie im hochdeutschen Sprachgebiete, so hatte sich auch in Niederdeutschland, und zwar hier durch den gewaltigen Einfluß der see-mächtigen Hanse, eine gemeinsame, alle platten Mundarten überragende, einheitliche plattdeutsche Schriftsprache herausgebildet. Die Hanse verband ja fast alle niederdeutschen Städte von Brügge und Gent in Vlandern bis nach Riga in Livland und Reval in Esthland. Schon bald nach ihrer Entstehung, also noch tief im Mittelalter, erkor sie sich zur allgemeinen Verkehrs- und Bundesprache das schöne, wohlklingende „Dietsch“ des damals sehr angesehenen und mächtigen Brügge. Das ist das heutige Vlämisch, eine dem Holländischen sehr nahestehende Mundart. Beide gehören mit unserm Mällemisch zu dem niederfränkischen Zweige des plattdeutschen Sprachstammes. Der andere Zweig ist das Niedersächsische.

Dieses Brügger „Dietsch“ oder Deutsch, jetzt meist Altniederländisch genannt, ist bis ins 17. Jahrhundert hinein die Sprache des Verkehrs auch hier am Niederrhein gewesen. Doch ist es im 17. Jahrhundert hier bei uns nicht mehr ganz rein. Durch den Verfall der Hanse, durch die Entfremdung der Niederlande vom Deutschen Reiche, sowie auch durch das Eindringen des Neuhochdeutschen verwilderte es zunächst und nahm Elemente des letzteren und der plattdeutschen Mundarten in sich auf. Schließlich wurde es in Deutschland ganz verdrängt durch das aus dem Süden stammende Hochdeutsch. Dieses eroberte im Laufe der Jahrhunderte das ganze Reichsgebiet und drückte das Niederdeutsch zur Mundart herab. Das geschah vor allem andern durch Luthers Bibelübersetzung und die hochdeutsche evangelische Predigt. Die nordwestlichen Landschaften hat es nicht mehr erreicht, weil es durch die politische Grenze der beiden Niederlande (Belgien und Holland) aufgehalten wurde. Deshalb schrieb Dr. Theodor Fäntsch schon vor längerer Jahren einmal: „Wären die Niederlande nicht bereits längst aus dem Reichsverbände geschieden gewesen, als das Hochdeutsche vor ihren Thoren erschien, so erklänge die gleiche Zunge jetzt zu Amsterdam und Brüssel, wie zu Wien oder Zürich. Limburgisch, Brabantisch, vlämisch, Holländisch wären dann ebenso gut bloße Mundarten geblieben wie Holsteimisch, Pommerisch, Westfälisch oder Mecklenburgisch.“ Jenseits der Maas also hat sich unsere alte niederdeutsche Schriftsprache erhalten und sich dort zu den beiden

Literatur- und Verkehrssprachen des Holländischen und flämischen weiter entwickelt, welche nur in ganz geringen Eigentümlichkeiten voneinander verschieden sind. — Der Umstand, daß Dr. Martin Luther ein Ober- und kein Niederdeutscher war, sowie auch die seit dem 16. Jahrhundert einsetzende ungünstige, politische Entwicklung des Deutschen Reiches und Volkes, die damals ihren Schwerpunkt im Süden auf hochdeutschem Boden hatte, brachten es also mit sich, daß das „Dietisch“ in deutschen Reichsverbände als Schriftsprache verdrängt wurde. Hätten diese Verhältnisse umgekehrt gelegen, so hätte das „Dietisch“ sich in Niederdeutschland nicht nur als Schriftsprache behauptet, sondern sich auch ebenso gut zur allgemeinen deutschen Schriftsprache herausbilden können, wie das heutige Neuhochdeutsch. Wir Mülheimer und alle Plattdeutschen hätten dann eine Schriftsprache, die unsern einheimischen Mundarten viel näher stünde. Wir könnten dann noch mit viel mehr Recht von einer Muttersprache reden als heute, wo wir das Hochdeutsche als solche schätzen und lieben. Das sind Erwägungen, die besonders gegenwärtig etwas zu bedeuten haben, wo unsere tapferen Feldgrauen zu Brügge und Gent in Wandern und vor den Toren von Riga in Livland wieder auf den Straßen der alten Hanse und altem Reichsboden stehen und dort gründliche deutsche Arbeit verrichten. Hoffentlich hat diese Arbeit den Erfolg, daß wir das Wiedergewonnene auch festhalten. Das wäre eine Tatsache, die uns Niederdeutschen den Verlust unserer alten plattdeutschen Schriftsprache einigermaßen erträglich machte. Wir hätten dann wenigstens unsere niederdeutschen Brüder wieder und könnten uns abfinden mit dem Verse:

„Sölk Schipbroek heet de neerdütsch Spraek erleden,
Dat Hochdütsch heet er de Hals affneden.“

Wie viele Menschen sprechen Plattdeutsch? Diese Frage beantwortet Franz Frohme im Rahmen eines größeren Aufsatzes über „Niederdeutsche und Niederländer“ in der „Deutschen Rundschau“. Eine Zählung darüber gibt es nicht; wohl aber weiß man, in welchen Landschaften noch plattdeutsch gesprochen wird, wenn die plattdeutsche Sprache auch keine scharfen Grenzen hat. Von einer Grenze des Plattdeutschen kann man allenfalls im Osten sprechen, wo in Ostpreußen plattdeutsche Mundarten mit den litauischen zusammenstoßen; in den Ostseeprovinzen, in die überwiegend Niederdeutsche eingewandert sind, gibt es ferner auch keine einzige eigentliche Mundart mehr, da hier das Hochdeutsche die Front gegen das Lettische, das Esthnische und die slawischen Sprachen bildet, während westlich von diesem hochdeutschen Sprachgebiete wieder plattdeutsch gesprochen wird. Sonst aber gibt es nur Übergangsgebiete. Am unmerklichsten ist wohl der Übergang nach Westen. Die Dialekte von Groningen und Emden stehen dichter beieinander als die von Bremen und Hamburg. Das Gesamtgebiet des Plattdeutschen läßt sich daher nicht genau umgrenzen. Im Norden ist die Ostseeküste von der Kurischen Nehrung bis zur Flensburger Föhrde seine deutlichste Abgrenzung; der gewundene Grenzstreifen quer über die jütische Halbinsel ist schon undeutlicher; noch verworrener ist es in Nordfriesland, wo Friesisch, Dänisch, Hoch- und Plattdeutsch sich vielfach ineinanderschließen; weiter nach Süden hin wird die Nordseeküste wieder ein klarer Abschluß. Die Westgrenze der Mundarten kann lediglich als Schranke gegen die niederländische Schriftsprache angesehen werden, und das gilt für die nördliche wie die südliche holländisch-deutsche Grenze. Quer durch die Rheinlande, durch Hessen, Hannover, die Provinzen Sachsen, Brandenburg und Posen zieht sich dann der Grenzstreifen; je weiter es nach Osten geht, desto mehr weicht er nach Norden zurück, so daß an einer Stelle in Westpreußen nur noch ein schmaler Streifen besteht, der dann zur Weichselniederung und Ostpreußen überleitet. Dies so roh umgrenzte Gebiet ist keineswegs als durchweg niederdeutsch anzusprechen. Einmal umschließt es ja große, alte Sprachinseln und -halbinseln slawischen Charakters; kassubische und polnische Strecken unterbrechen es in Hinterpommern und Westpreußen, und dann ist Berlin, an und für sich schon kein niederdeutscher Ort, heute als völlig hochdeutsche Stadt anzusehen. Ähnlich entwickelt sich andere Großstädte: Königsberg, Magdeburg und Stettin, ja selbst Hannover werden in nicht allzuferner Zeit wohl nur noch hochdeutsch sprechen. Es gibt gewisse Anhaltspunkte, die eine Gesamtschätzung der

plattdeutsch Sprechenden in diesem Gebiete ermöglichen: überall in landwirtschaftlichen Gegenden, besonders, wo Klein- und Mittelgrundbesitz auf altem, germanischem Boden ansässig ist, kann man ohne weiteres annehmen, daß hier die plattdeutschen Mundarten noch herrschen, für Ostholstein, die beiden Mecklenburg und Pommern gilt dies, auch für die Gebiete des Großgrundbesitzes, und zu dieser Landbevölkerung darf man auch die seemannische hinzuzählen. Auf Grund dieser Überlegungen kommt Fronime zu zahlenmäßigen Schätzungen für einzelne Landschaften: im Großherzogtum Oldenburg wird noch überwiegend plattdeutsch gesprochen (350 000 von 483 000 Einwohnern; ähnlich in Hannover (2 Millionen von beinahe 3 Millionen), im Herzogtum Braunschweig (300 000 von fast 500 000), im Fürstentum Lippe (120 000 von 151 000), im Fürstentum Schaumburg-Lippe (40 000 von 47 000), in Bremen, Hamburg, Lübeck, in Schleswig-Holstein, in den Großherzogtümern Mecklenburg, wie in Pommern. Fronime gibt für alle Gebiete, wo noch plattdeutsch gesprochen wird, eine Zahlenschätzung, und die Zusammenzählung ergibt rund 11½ Millionen plattdeutsch Sprechender, wozu noch die im Auslande lebenden plattdeutsch Sprechenden Kolonisten, z. B. in Amerika, Rußland und Ungarn, zu rechnen wären.

Neue plattdeutsche Vereine sollten, wenn sie nicht zerplitternder Selbstzweck werden wollen, nur dann gegründet werden, wenn sie neue Ziele oder wenigstens neue, bessere Wege dazu zeigen können. Beides vermißt man in dem kürzlich veröffentlichten Aufruf zur Gründung einer Ortsgruppe des Berliner „Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes“ in Hamburg. Einem sich fühlbar machenden Bedürfnis im Sinne der plattdeutschen Bewegung entspricht die Neugründung jedenfalls nicht.

Der Aufruf erwähnt, daß sich in Hamburg bereits 2 große „niederdeutsche“ Vereinigungen befänden. Er rechnet zu diesen den Quickborn und die Nedderdüütsch Sellshopp (oder, wie er schreibt, „Sellshopp“), wobei zu bemerken ist, daß der „Quickborn“ weit über 1000 (z. Z. fast 1300, davon in Hamburg etwa die Hälfte), die „Nedderdüütsch Sellshopp“ aber weit unter 100 Mitglieder zählt. Der „vorbereitende Ausschuß“ schreibt in dem Aufruf, der Quickborn sei dem Plattdeutschen Verband allerdings „bisher nicht angeschlossen“, er hofft aber — ohne sich freilich deswegen vorher mit dem Quickborn in Verbindung gesetzt zu haben — auf eine Zusammenarbeit mit dem Quickborn, zunächst „im Rahmen eines gemeinsamen örtlichen Zusammenwirkens“. Wobei denn wohl dem Quickborn die Rolle des Gebenden zufallen sollte!

Dem Plattdeutschen Verband in Berlin waren schon bisher mehrere Vereine in Hamburg (auch die in dem Aufruf zu den großen Vereinen gezählte „Nedderdüütsch Sellshopp“) angeschlossen, ebenso in Bremen der „Plattdütsche Verein“. Der Verbandsaufruf sagt freilich — wenig schmeichelhaft für die genannten Vereine! — der Verband besitze bisher in Hamburg, Bremen usw. „so gut wie gar keine Zweigorganisationen“. Es dürfte aber gewiß richtiger gewesen sein, vor der Gründung besonderer Ortsgruppen wenigstens den Versuch zu machen, die nun doch einmal bestehenden Verbandsvereine zu nemenswerten Zweigorganisationen auszubauen! Das wäre der „plattdeutschen Bewegung“ und wohl auch dem Verband wahrscheinlich dienlicher gewesen, als die Gründung neuer Ortsgruppen neben tatsächlich bereits bestehenden und neben anderen bereits auf festem Boden stehenden Vereinen.

Der Aufruf ist vor dem Druck an zahlreiche Mitglieder und Nichtmitglieder des Verbandes mit der Bitte um unterstützende Unterschrift versichert worden. Auch ich habe solche Aufforderung erhalten. Der endgültige Aufruf enthält (unter Vortritt des Verbandsvorsitzenden Herrn Karl Seemann in Berlin) 112 Unterschriften. Wenn — wie das doch wohl als selbstverständlich anzunehmen sein wird? — alle diese Unterzeichner und Unterzeichnerinnen der Ortsgruppe Hamburg als Mitglieder beigetreten sind, so gibt das eine recht hübsche Grundlage für die Mitgliederzahl. Allerdings wohnen die meisten Befürworter dieser Ortsgruppe ziemlich weit von ihrem Orte entfernt: von den 112 nur 23, in Hamburg. Weit mehr als diese Zahl dagegen in Berlin und anderen, ebenso weit und noch weiter von Hamburg entfernten Städten. Selbst in Dresden, Görlitz, Frankfurt a. M. und Darnstadt tritt man für diese hamburgische

Ortsgruppe ein. Das legt freilich den Schluß nahe, daß der in dem Aufruf so anmutig herbeigezogene „alte niederdeutsche Hanseatengeist“ doch erst noch weiter umworben sein will. Paul Wriede.

Niederdeutsche Inschriften aus dem 16. Jahrhundert, die gerade jetzt in der Kriegszeit wieder alte Wahrheiten offenbaren, finden sich an verschiedenen Häusern des Kreises Leer in Ostfriesland. Die meisten der alten Inschriften ostfriesischer Häuser sind in holländischer Sprache abgefaßt, ein Beweis dafür, daß Ostfriesland früher ganz unter niederländischem Einfluß stand.

„De Waerheit is to Hemmel ghetogen — de Trouwe is over dat wilde Maer gefloghen — de Gerechtigheit is allenthalven verdreven — de Onrouwe is in de Wereldt gebleven — o Godt, min Heer, woe seer — geiht Gelt voer Cer — Ghewalt voer Recht — dat klaege ick arme Knecht.“

(Logabirum 1580).

„De is wis unde woll geleert — de all Dinck tho den Besten kerdt.“

(Leer 1560).

„1795 den 8. April is hier van dy Fransosen een Kugel dörschoten, dat gaf een Schrick för mi un min Husgenoten. Wiert Folkers.“ (Mittling-Mark).

An dem Bauernhause (Freilichtmuseum) in Speckenbüttel bei Lehe (Niederweser) liest man:

Godt allein si de Ehr Und sonst nemant mehr. Anno 1629.

Niederdeutsche Geschützinschriften. (Vgl. 8. Jahrg. S. 54 u. 111).

Ein Drussel ick hete van gude sange
Und make mine viende van herten bange.
(Bremen 1551).

Ein spes vogel bin ik, de Heger,
Min en ik sende for viende leger.
(Bremen 1448.)

Ik hete de Kukuk,
Den min en drucket,
Den geit de buk ut.
(Bremen 1539.)

De Basiliske bin ik geheten,
Hermen Oldings heft mi ut dem für laten
Scharpe schöte kan (ik) scheten. [steten.]
(Bremen 1531.)

De Bockfinke ik hete
Und hebbe einen guden mot,
Und singe ok lude,
Dat den vienden we doet.
(Bremen 1551.)

Barbara
Lat dine gedanken
Von Got nich wanken.
He foret den piel
Na rechten Ziel.
(Bremen 1548.)

Ik hete de swarte Raven,
Wen min en drapet,
De stretchet de Klaven.
(Bremen 1548.)

Ik hete de Nachtigal unde kan ok singen,
Dat et durch Lören und Muren schal
Wat averet ik nich kan tobreken, [bringen];
Dat schal mine Sülster, de Singerin, wreken.
(Bremen 1546.)

Niederdeutsche Vorlesungen in Hamburg. Im Wintersemester 1917/18 wird Herr Professor Dr. Conrad Borchling im Vorlesungsgebäude 6 Vorträge halten über das Thema: „Der niederländische Stamm in seiner historischen und literarischen Eigenart.“ Im Deutschen Seminar wird Herr Prof. Borchling den „Reynke de Vos“ lesen. Frä. Dr. Agathe Lasch wird „Abungen zur Entwicklung der Hamburger niederdeutschen Sprache vom Mittelalter bis zur Gegenwart“ abhalten.

Blatdeutsches aus dem alten Riga. Im Jahre 1841 erschien ein Buch, „Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen“ von J. G. Kohl, das viele fesselnde Angaben über Riga bringt. Riga erinnerte sich damals noch seiner niederdeutschen Vergangenheit in den „Burspraken“, die alljährlich am Michaelistage nach feierlichem Gottesdienst in der Petrikirche verlesen wurden.

Die vornehmsten und reichsten jungen deutschen Kaufleute Rigas hatten sich zu einer sehr exklusiven Vereinigung „Die schwarzen Häupter“ zusammengeschlossen, die aus dem Mittelalter stammend, im Kleinen den Schwertrittorden einigermaßen nachahmte. Ursprünglich eine Waffenverbrüderung zur Verteidigung der Stadt und ihrer Interessen, waren „Die schwarzen Häupter“ später nichts als ein „Trink- und Spielklub“, dessen Mitglieder, sobald sie sich verheirateten, aus der Gesellschaft austraten. Ihr Schutzpatron war der als Mohr dargestellte

Heilige Mauritius; daher der Name. Die in plattdeutscher Sprache abgefaßten Statuten erinnern den Verfasser „an einen sogenannten Vierkoniment der Studenten.“ Daß er hiermit nicht gerade Unrecht hat, beweisen einige von ihm gegebene Zitate aus dem „Swarten Höveden Recht“:

„So eener een Glas Behr vergitt (vergießt), as he mit der Hand un Foot nich bedecken kann, is (= der zahlt) een Dahler.“

„Item so eener in der Tafel snitt edder schrammet, so mannigen Schramm, so mannigen Benningit.“

„De ohne Hosen (!) in der Collation (Versammlung) kweme und drinket und de Nägel afschnitt edder een Licht in de Collation uhtdeiht, is een Dahler.“

Ubrigens hatte diese Brüderschaft in den Kirchen eigene separierte Sitze, die überall mit aus Holz geschnitzten Mohrenköpfen geschmückt sind. Ihr Klubhaus enthält wertvolle alte Bücher, Silberzeug, Waffen und Bilder. Bei allen öffentlichen Prozeßionen paradierten die schwarzen Häupter als besonderes Korps neben dem Rate, den Wilden usw. Eines ihrer Hauptfeste fällt auf den 14. Februar, wo sie nach uralter Sitte jedes Jahr „die Fastnachtsdrunken“ feiern.

Eindringen des Hochdeutschen. In Mecklenburg gebrauchten zuerst die herzoglichen Kanzleien das Hochdeutsche; schon seit 1528 erschienen gelegentliche Verordnungen in hochdeutscher Sprache. Der damalige Kanzler Kaspar von Schönau, ein Lausiger, konnte Plattdeutsch weder sprechen noch schreiben. Das letzte plattdeutsche Landtagsauschreiben erging „Medwecken in pinzten anno 40.“ Die letzten plattdeutschen herzoglichen Reskripte sind von 1542. Die Polizeiordnung 1542 ist noch niederdeutsch, die nächste von 1562 schon hochdeutsch, die Kirchenordnung von 1540 ist plattdeutsch, die von 1552 hochdeutsch; doch wurde 1557 eine plattdeutsche Übersetzung beigegeben. Die Ordnung von 1602 ist nur hochdeutsch. Pfarrer Duncker in Wöjerin hielt 1602 eine plattdeutsche „Vnckpredigt“, doch 1616 einen hochdeutschen „Veichensermon.“ Die letzte plattdeutsche Veichenrede hielt Pastor Herzberg 1608 auf Bürgermeister Zule in Wismar. Letztes plattdeutsches Gesangbuch in Mecklenburg ist das Kofstocker von 1577. Die „Psalmen-Harmonien“ Burmeisters von 1601 sind hochdeutsch. Nikolaus Gonsa ließ allerdings seine „Christliche Gebede vnd Psalmen“ 1614 in 2. Auflage plattdeutsch erscheinen. In Greifswald sind noch 1626, in Hamburg 1630, in Lüneburg 1649 plattdeutsche Gesangbücher neu aufgelegt worden.

Dichter-Ehrung. An Georg Droste, (as de Bremer Senat un de Borger-schupp em'n Ehrengawe van dusend Mark dat Jahr bewilligt harrn.)

Nord un Süd —

Se doht wat vor ähr' Lüüd.

Ost un West —

Wi freut us, dat Du't hest.

Wer dat lest,

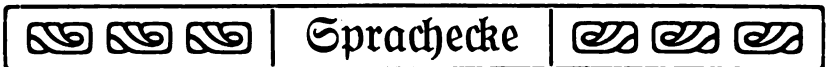
De nickkoppt: „Bremen best!“

Jocus in Nachrichten f. Stadt u. Land (Oldenburg i. Gr.).

Die Blumen im belgischen Heere. Wie der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ aus Havre, offenbar halbamtlich, meldet, erließ der neue belgische Kriegsminister General de Ceuninck ein Rundschreiben, in dem befohlen wird, die berechtigten Wünsche der vlämischen Soldaten zu erfüllen. Es wird als unzulässig bezeichnet, daß Offiziere sich mit vlämischen Soldaten nicht in deren Muttersprache unterhalten können. Jede Propaganda im Heere, die eine Spaltung hervorrufen könnte, wird verboten, aber gleichzeitig wird verfügt, daß die vlämische Sprache auf den Übungsplätzen gesprochen wird, die Rekruten je nach ihrer Sprache in vlämische und wallonische eingeteilt werden und beide Sprachen, die französische wie die vlämische, auf den Exerzierplätzen gebraucht werden. Die offenbar im belgischen Heere stark verbreiteten Werbechriften, die für die Rechte der vlämischen Sprache eintreten, werden verboten, und van der Meule, der eine anscheinend viel gelesene vlämische Werbezeitung herausgab, wird zur Strafe, weil er Zwietracht unter die Belgier säte, verbannt. Dieses neue Vorgehen der belgischen Regierung zeigt immerhin, daß ihr anstelle der bisherigen Untätigkeit, ja Feindseligkeit gegen das Vlamentum eine entgegenkommendere Haltung als geboten erscheint.

Die Verschmelzung der beiden deutsch-slämischen Gesellschaften. In Düsseldorf fand am 29. September unter Leitung des Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Jostes-Münster eine außerordentliche Mitgliederversammlung der Gesellschaft zur Pflege der deutsch-slämischen Beziehungen, Sitz Düsseldorf, statt, in der nach den Vorschlägen des Vorstandes die Verschmelzung des Vereins mit der Berliner deutsch-slämischen Gesellschaft einstimmig beschlossen wurde. Die Mitgliederversammlung der Berliner Gesellschaft hatte ihre Zustimmung bereits erteilt. Die Verschmelzung zu einem neuen Verein, der den Namen „Deutsch-slämische Gesellschaft“ führen wird, ist auf der Grundlage vollster Gleichberechtigung beider Teile erfolgt. Der neue Verein unterhält je eine Geschäftsstelle in Düsseldorf und Berlin. Erster Vorsitzender der neuen Gesellschaft ist Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Jostes, Münster; zweiter Vorsitzender Erzellenz v. Reichenau, Berlin. Die neue Gesellschaft hat den Zweck, freundschaftliche Beziehungen zu Vlandern durch kulturelle und soziale Betätigung zu erstreben. Sie darf hierbei der allgemeinen Zustimmung in Deutschland und Vlandern sicher sein.

Kleine Aufzeichnungen. Dr. Hans E. Müller, Oberlehrer an der Hansschule in Bergedorf erlag Ende August einer Krankheit, die er sich im Felde zugezogen hatte. Als Dr. Müller noch in Hamburg wohnte, nahm er eifrig an den Arbeiten des Quickborn teil. Er gehörte auch mehrere Jahre dem Vorstande an. — Kantor M e n t e in Lüchow, der sich um die Erforschung des Volkstums im Wendlande Verdienste erwarb, ist Anfang September gestorben.



Etwas vom heutigen Heidjerplatt. Jede lebende Sprache ist in beständigem Fluß, in einer unablässigen Entwicklung begriffen, während alle Sprachen, die nicht mehr im Volke leben, der erstarrten Lava gleichen und darum mit vollem Recht tote Sprachen genannt werden. Zu solchen toten Sprachen zählt gottlob unser Plattdeutsch und insbesondere das „Heidjerplatt“ (die Mundart der Vlineburger Heide) noch lange nicht, denn noch fortwährend ist es allerlei Wandlungen unterworfen wie jede andere lebenatmende Sprache. Leider vollziehen sich heutzutage diese Veränderungen und Umgestaltungen zu einem großen Teile nicht mehr organisch von innen heraus, sondern unter einem übermächtigen Einfluß von außen her, nämlich unter dem Einfluß des Hochdeutschen, das überall in Niederdeutschland, in Kirche und Schule, im Gerichts- und Verwaltungswesen herrscht und seine Befehle, wie ein Eroberer einem fremden Lande, unserem Plattdeutsch gewaltsam aufdrängt. Im folgenden sei dies an ein paar bezeichnenden Beispielen nachgewiesen.

Unserer niederdeutschen Sprache und in besonderem auch unserem Heidjerplatt war der ungetrennte Sch-Laut ehemals völlig fremd. Selbst im Anlaut kannte das Niederdeutsche nur ein Sk. Heutzutage wird der Sch-Laut vor einem Vokal schon überall in Niederdeutschland, auch in der Heide, hochdeutsch ausgesprochen. Nur einige westfälische Landschaften sind von diesem hochdeutschen Einfluß bis heute unberührt geblieben, dort spricht man z. B. noch „Skap“ statt „Schap“. Das niederdeutsche S vor den Konsonanten l, m, n und w hat sich in einigen Gegenden der Heide schon in das hochdeutsche Sch gewandelt, z. B. „Schlap“, „Schmed“, „Schmack“, „Schwin“, während man in anderen Heidegegenden noch „Slap“, „Smed“, „Snack“, „Swin“ spricht. Jäger haben sich die Heidjer gegen das hochdeutsche Sch vor den Konsonanten p und t gewehrt. Noch überall spricht man in der Heide „speelen“ und „spöken“, „strieken“ und „steken“, während die große Mehrzahl der Plattdeutschen in Westfalen, Provinz Sachsen, Brandenburg, Pommern schon seit langem „schpeelen“ und „schpöken“ (oder „schpauken“), „schtricken“ und „schteken“ spricht. In gleicher Weise verhält es sich mit dem Inlaut; nur ist hierbei zu bemerken, daß in einigen Heidedörfern das hochdeutsche sch oft einem geschärften niederdeutschen s entspricht,

z. B. „Groschen“, plattdeutsch „Grössen“, „Burschen“, plattd. „Bursjen“. Statt des hochdeutschen ch verwendet der Heidjer oft ein s, das Fremde oft für ein sch halten, z. B. „Böttjer“, „Dortjen“, „Klütjen“; in manchen Heidebüchern verwendet man aber statt des j ein k, z. B. „Bödeker“, „Dörtken“, „Klütken“ (Klöfchen). Ein sch im Auslaut kannte gleichfalls das Heidjerplatt ehemals nicht; es hatte dafür wiederum ein sk, z. B. „Fisk“, „Minjk“. Heute spricht in den meisten Heidebüchern wenigstens die jüngere Generation schon „Fisch“, „Minisch“, während die ältere noch hier und da hartnäckig an der alten Aussprache festhält.

Aus dem Obigen ergibt sich, daß das hochdeutsche Sch auch in unserer niederdeutschen Heide überall erobert vordringt und seine völlige Herrschaft nur noch eine Frage der Zeit ist. Nur das „spike“ st und sp werden unserm Heidjerplatt wohl erhalten bleiben, weil in Niedersachsen diese Aussprache auch im Hochdeutschen gebräuchlich ist.

Nun noch in kurzem ein anderer Beweis für den Eroberungszug des Hochdeutschen durch unser plattdeutsches Heidegebiet:

Eigenartige plattdeutsche Ausdrücke schwinden im Heidjerplatt immer mehr dahin und machen sinnähnlichen hochdeutschen Wörtern Platz, die früher nie im Plattdeutschen angewandt wurden.

So war das Wort „jezt“ ein im Heidjerplatt ganz ungebräuchliches Wort; man verwandte dafür Ausdrücke wie „upstund“ „nu“ usw. Ebenso kannte der Heidjer wohl das Wort „sehr“, aber nur in seiner ursprünglichen Bedeutung: schmerzlich, schmerzhaft („he het en sehren Finger“), nicht in dem heutigen hochdeutschen Sinne; für diesen Begriff verwandte er Ausdrücke wie „orig“, „bannig“, „baasig“. Heutzutage hört man die Wörter „jezt“ und „sehr“ (in hochdeutscher Bedeutung) schon überall in der Heide auch in plattdeutscher Rede anwenden. Einzelne hochdeutsche Ausdrücke hat der Heidjer in seinen plattdeutschen Sprachschatz herübergenommen, daneben aber auch den entsprechenden plattdeutschen Ausdruck beibehalten und verwendet nun beide in seiner Rede, aber in verschiedener Bedeutung; „dat is en „feine“, „Deern“, aber: „De Deern is man wat „fien“ un „swack.“

Von eigenartigen, teilweise uralten Wörtern, die früher überall im Heidjerplatt noch lebendig waren, heute aber ausgestorben sind oder auf dem Aussterbestat stehen, und durch sinnverwandte, aber oft banale hochdeutsche Ausdrücke ersetzt werden, seien hier genannt: „arwiefig“ (übermütig), „atfk“ (unartig), „balstürig“ (ungefährlich), „mall“ (unsinnig), „foor“ (trocken, ausdörrend), „kask“ (gesund), „fünnerk“ (wählerisch im Essen), „wanschapen“ (unförmlich, verrückt), „schrät“ (schräg), „grannig“ (widerhaarig, kraßbürtig), „wrag“ (böse, feindlich), „wringen“ (ringen), „wralen“ (wälzen), „eeldanken“ (sich langweilen), „tobeeg drinken“ (über den Durst trinken), „lutmären“ (verlautbaren), „lutmärig“ (offenkundig), „Odden“ (besonderer Bissen, Leckerbissen), „Eembs“ (Imbiß), „Ewe“ (Mutterschaft), „Harm“ (Leithammel), „Paag“ (Pferd), „Emelk“ (kleine Ameise), „Hakater“ (große Ameise), „Spiel“ (Stange), „Spielohren“ (spitze Ohren), „Wibran“ (Augenbraue), „rotten“ (faulen), „rallögen“ (die Augen rollen), „Slump“ (glücklicher Zufall), „slumpen“ (glücken), „plirren“ (flirren, das Flirren der Augenlider und Wimpern), „Bell“ (Fell, Haut, besonders der Feldfrüchte, aber auch die Menschenhaut: „He kumt di up de Bell.“) Die letzten beiden Ausdrücke mögen zugleich dartun, daß das p auch im Anlaute plattdeutscher Wörter sich zuweilen in ein hochdeutsches f und nicht in ein pf wandelt. Vergl. M. a. d. D., 9. Jahrg., Seite 70). Ich könnte hier noch eine Menge solcher teils schon ausgestorbener, teils ausstorbender Ausdrücke im Heidjerplatt aufzählen, doch würde dies zu weit führen.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Heidjer seine ihm angestammte wohl lautende Muttersprache durch die Aufnahme vieler Fremdwörter, die er überdies noch oft bis zur Unkenntlichkeit ihres Ursprungs entstellte, arg verunziert hat. Von solchen „verplattdeutschen“ Fremdlingen fand ich im Heidjerplatt u. a. folgende: „apatt“ (apart), „vermoost“ (famos), „upsternaatsch“ (obstinat), „kunterher“ (franz.: au contraire), „Bardemann“ (für „Abort“, entstellt aus franz. appartement), „Schofen“ (franz. choses), „sör passlantant“ (franz. pour passer le temps), „Makkör“ (für Kellner, franz. marqueur), „Fledusen“ (für „Windbeutelchen“, entstellt aus franz. flatuosités) usw. Die alten traulichen Be-

nennungen „Möhm“, „Weefche“, „Dhm“ (hochd. „Muhme“, „Bafe“, „Dheim“) find längft den aus Frankreich eingedrungenen „Tante“ und „Onkel“ gewichen. G. Müller-Sudenburg.

Alte plattdeutsche Wörter hörte ich neulich in meiner Heimat (Landkreis Grefsternmünde). „nettelfch“ ift ein Dchse, der mild geworden ift. Für bummeln hörte ich „dütteln“, ein überaus langfamer Menfch wird auch „Düttelsteert“ genannt. „fölerig“ (von fölen) wurde das Wetter bezeichnet, als ein Sprühfchauer dem andern folgte. Söleree-Schmierei, Schmutzerei. S. Et.

Lütten Rah. Anknüpfend an die in Nr. 4 des 10. Jahrg. der Mitteilungen aus dem Quickborn erfhienene Erklärung möchte ich bemerken, daß in Ostfriesland jede „Bettstelle“ — „Ledekant“ heißt, auch wohl nichts anderes als die plattdeutsche Umdeutung von lit de camp. —

Schwester Theodore Hahn aus Emden. In dem Beitrag „Skelname“, (10. Jahrg. Seite 145) finden sich folgende Druckfehler:

3. Abſatz: umlaufenden für „anlautendem“
my uncle „my nuncle“;
4. Abſatz: to eek out „to eke out“;
5. Abſatz: war upracken „von upracken“.

Theater

Niederdeutsche Aufführungen in Hamburg. Das Thaliatheater plant auch für diesen Winter die Aufführung einer Reihe plattdeutscher Stücke durch Mitglieder der Gesellschaft für dramatische Kunst, die wie immer ihre Kräfte selbstlos zur Verfügung stellt. Im Laufe der nächsten Monate sollen Stücke von Stavenhagen, Wagenfeld und anderen aufgeführt werden. H. K.

Stavenhagens „Mudder Mews“ erlebt im Thaliatheater eine Reihe von Aufführungen durch die Gesellschaft für dramatische Kunst. Die Zeit ist vorbei, wo wir klagen mußten, daß nur ein Tag im Jahr für Stavenhagen frei sei. — Die arme Elſabe, über deren ſtilles Glück vernichtend der Schatten des freudloſen Alltags fällt, der in Mudder Mews Geſtalt gewonnen hat, wurde von Dolh Hardt gut verkörpert, wenn auch oft die Tiefe fehlte, die allein die Rechtfertigung iſt für den Ausgang des Stückes. Die Darſtellung der Mudder Mews, eine der ſchwierigſten Aufgaben, die dem Schaufpieler geſtellt werden können, lag in den Händen von Uda Hamer. Die tiefe Tragik des Geſchickes dieſer Frau, die ſoviele Ebenbilder im täglichen Leben hat, kam nicht voll zur Geltung. Mudder Mews iſt doch eine tapfere, rechtſchaffene Frau, die nur ſo im Alltag aufgegangen iſt, daß ſie für alle, die nach Sonntag verlangen, ein Stein des Anſtoßes wird, hart und ſelbſtgerecht und kantig geworden, ohne es zu wiſſen und zu wollen. „Wem die Sonne ſo tief ſteht, der muß einen großen Schatten werfen auf alle Wege, die er geht, und auf alle Dinge, die ihm nahe kommen.“ Wenn das nicht klar herauskommt, geſchieht dem Stücke Unrecht, deſſen ergreifende Tragik darin liegt, daß alle im Recht, und doch auch alle im Unrecht ſind. Prachtvoll war die Wiedergabe des Hugo durch Georg Hermann. Die übrigen Rollen waren gut beſetzt. Die ganze Aufführung ſtand auf erfreulicher Höhe. H a n n a h K u h l m a n n.

Eine Aufführung von „Mudder Mews“ im Schaufpielhauſe in Bremen am 6. Okt. durch die Geſellſchaft für dramatiſche Kunſt erntete großen Beiſall. In den Bremer Tageszeitungen wurde bei der Beſprechung der Wuſch nach weiteren niederdeuſchen Stücken laut. —:

Volksvorſtellungen. Die Zeitungen veröffentlichen einen „Auffruf zur Förderung von Volksvorſtellungen für den kleinen Mittelſtand in Hamburg“, worin geſagt iſt, daß der „Verein für Volksvorſtellungen und Theater-Kultur“ zur Erhaltung der ſeeligen Spannkraft des kleinen Mittelſtandes billige Aufführungen hervorragender Dramen veranſtalten will. In der Reihe der genannten Stücke finden wir erfreulicherweiſe auch Stavenhagens „Mudder Mews“ genannt. H. K.

Im Ernſt-Drucker-Theater wird die „Hamſter-Rieke aus dem Trampgang“ zum mehr als 250. Male gegeben. Wilhelm Senbold in der

Titelrolle sichert der von Th. Franke sehr lose, aber lustig gefügten Posse mit ihrer etwas grobkörnigen Verpötlung der neumodischsten aller Sünden immer wieder ihre zwergerlicherjchütternde Wirkung. Wenn dieser Riecke ihre mit solcher List und Mühe geharnisterten Herrlichkeiten feierlich entführt werden, sogar ihre zärtlich „dicke Bertha“ genannte, überirdisch schöne und umfangreiche Dauervurst, wenn dem eingebildeten Schlachter, der behauptete, Offizierstellvertreter zu sein, der Laden geschlossen wird und er selbst schließlich vor dem verachteten Hausknecht, der nun sein tüchtiger Unteroffizier ist, stramm stehen muß, — dann ist ja alles erfüllt, was das Publikum des allabendlich ausverkauften Ernst-Drucker-Theaters erwartet, und wer lacht nicht mit?

H. K.



Bücherbesprechungen



Die Verleger werden gebeten, den Büchern stets eine Preisangabe beizufügen. Die Schriftleitung scheidet den Verlegern und auch den Verfassern, soweit deren Adresse bekannt ist, Beleghefte ohne besondere Aufforderung zu.

Der politische und kulturgeschichtliche Hintergrund in Fritz Reuters „Ut de Franzosentid“. Ein Beitrag zur Reutersforschung von Maria Hähner, Münster i. W. Verlagsbuchhandlung Hermann Wulle. 1916. 1 Mark.

Die Verfasserin hat mit Fleiß und Sorgfalt, unter Benützung eines reichen Quellenmaterials, ein Bild jener Zeit vor hundert Jahren zu geben versucht, auf deren Hintergrund sich die Erzählung Reuters aufbaut. Das ist ihr im Großen und Ganzen gut gelungen, soweit das im Rahmen einer kurzen Abhandlung möglich ist. Wenn sie in ihrer Schilderung nicht die Geschlossenheit erreicht hat, die man von der Darstellung einer geschichtlichen Episode verlangen darf, so fällt das z. T. der Sprödigkeit des Stoffes zur Last. Durch das wiederholte Anführen von Stellen aus Reuters Dichtung, das Bemühen, diese mit den Geschehnissen der Zeit in Einklang zu bringen, durch die Wiedergabe des Wortlauts anderer Quellen mußte eine Zersplitterung in Einzelheiten herbeigeführt werden, die dem Eindruck des Ganzen nicht günstig ist. Wir haben beim Lesen mehr die Vorstellung von Teilen eines Mosaikgemäldes als die des ganzen Bildes. Immerhin verdient die Arbeit von Maria Hähner als Beitrag zur Reutersforschung Anerkennung. Besonders mag hervorgehoben werden, daß sie mit Recht stark betont hat, wie hoch Reuter als Vaterlandsdichter gewertet zu werden verdient, was über seiner Eigenschaft als Heimatdichter bisweilen vergessen wird.

Carl Holm.

Heblüchen. Niederdeutsches Drama in fünf Aufzügen von Heinrich Viena. Verlag Fritz Reußner, Neumünster.

Das Stück ist bei seinen Bühnenaufführungen in unsern Blättern besprochen worden. Was schon in der Volksoper deutlich zu empfinden war, drängt sich noch stärker auf, wenn man das Stück in Buchausgabe liest: Die Fabel ist höchst unwahrscheinlich. Beim Hüner Schlobohm wird ein Papier, das die Gerechtfame über einen Weg zu einer entfernten Wiese festlegt — das man nebensbei in einer offenen Schatulle unmittelbar neben der Haustür aufbewahrt — in die Hände eines bösen Nachbarn gespielt. Das hat nun zu unserm starken Erstaunen die tiefgreifendsten Wirkungen. Eine Tochter verliert die Sprache, die Mutter wird wahninnig und ertränkt sich, und alles ist aufgelöst in Jammer darüber, daß nun entweder Hof oder Tochter dem nunmehrigen Besitzer des Schriftstückes verfallen sei. Dabei ist gesagt worden, daß der Nachbar die Wiese bekommen könne, wenn er nur genug bezahlen wolle! Das peinliche Gefühl des „Viel Lärm um nichts“ läßt keine Freude an dem guten Blatt des Stückes aufkommen.

Hanna H. Kuhlmann.

Krieg und Hütte. Epische und Iyrische Dichtungen von J. H. Fehrs. 4. Auflage. 355 Seiten. In Pappband 5 Mark.

Op Holsten Ger. Gedichten und Geschichten von J. H. Fehrs. 7. afännerte Dplag. 358 S. In Pappband 5 Mark.

Allerhand Slag Lüd. Bertellen vun J. H. Fehrs. Grote Utgav. 7. afännerte Dplag. 370 S. In Pappband 5 Mark.

Maren. Ein Hörroman ut de Tid von 1848/51 von J. H. Fehrs. 8. Dplag. 366 S. In Pappband 5 Mark. Alle im Verlage von H. Lühr & Dircks in Garding.

Die von dem Fehrs-Lebensbeschreiber J. Bödwadt zum 75. Geburtstag des Maren-Dichters im A. Janssenschen Verlage bewirkte Gesamtausgabe wird hier in preiswerten und gut ausgestatteten Einzelbänden dargeboten. „Op Holsten Eer“ und „Allerhand Slag Liid“ sind in dieser Ausgabe — was besonders zu beachten sei — im Vergleich zu früheren verändert. Für Geschenkzwecke sei auf diese Einzelausgaben nachdrücklichst hingewiesen. St.

Schriften der deutsch-vlämischen Gesellschaft. Das große Verständnis, das zur Zeit der vlämischen Bewegung einzelne Deutsche wie Hoffmann von Fallersleben, Jakob Grimm, Johann Wilhelm Wolf aus Köln, Ludwig Uhland und andere der vlämischen Frage und Forschung entgegenbrachten, wurde leider nicht zum Gemeingut des ganzen deutschen Volkes. Um die „Annexion der Geister“ bemühten sich dafür um so mehr die Franzosen. Erst der Weltkrieg öffnete uns Deutschen die Augen, zeigte uns, was wir versäumt und vernachlässigt hatten, und mahnte uns, auch den Geist des vlämischen Volkstums wieder zu erfassen und zu pflegen. Manches ist in dieser wichtigen Sache schon geschehen; es kann aber nicht genug getan werden, wenn anders es nachhaltig und von Dauer sein soll.

Die am 11. März 1917 in Düsseldorf gegründete Gesellschaft zur Pflege der deutsch-vlämischen Beziehungen ist nun ganz besonders dabei, einerseits in Deutschland eine größere Vertrautheit mit vlämischer Kultur und vlämischem Geistesleben zu erwecken, andererseits in werktätiger Weise für die Blamen in Deutschland Sorge zu tragen und sie mit deutschem Weien anzufreunden. In Franz Jostes, dem Münsterischen Germanisten und ausländischen Ehrenmitglied der Königl. Vlämischen Akademie, einem der besten Kenner und eifrigsten Anwalt des bislang unterdrückten Vlamentums, besitzt die Gesellschaft ihren ersten Vorsitzenden und besten Vertreter. Jostes ist es auch, der die Schriftenreihe der Gesellschaft gleich mit zwei Bändchen eröffnet. Das erste gibt unter dem Titel: „Die vlämische Literatur im Überblick. Mit besonderer Berücksichtigung von Guido Gezelle“, Skizzen mittelalterlicher und neuer Dichtkunst der Blamen. Jostes zeigt vor allem, ein wie reiches literarisches Leben seit 1830 wieder in Vlandern emporgeblüht ist, nachdem die vlämische Dichtkunst nach ihrer mittelalterlichen Blüte im 17. und 18. Jahrhundert fast erstorben war. Und den Höhepunkt der Nyrischen Dichtung in dieser neuen Blütezeit bildet Gezelle (1830—1899). Er wurde „seit Joost van den Vondel (1587—1679) wieder der erste wahrhaft große niederländische Dichter von europäischer Bedeutung.“ Das Bild, das Jostes von ihm besonders entwirft, wird durch eine Auswahl von Gedichten trefflich beleuchtet. Jostes bietet sie in deutscher Übersetzung, die bei der oft eigenartigen Sprache Gezelles nicht geringe Mühe macht. Gezelles Dichtung ist, wie Jostes mit Recht betont, zum guten Teile Gelegenheitsdichtung in Goethischem Sinne, also Bekenntnis des Selbsterlebten. In der Auswahl sind entsprechende Proben mitgeteilt. Außer den Schülern und dem Dichterkreise Gezelles wird in diesem Überblick noch der größte vlämische Novellist der Gegenwart, Stijn Streuwels, gut gekennzeichnet, wenn auch in kürzeren Strichen. Beide vlämischen Dichter aber, der Nyriker Gezelle und der feine Schilderer Streuwels, verdienen, daß sich das deutsche Volk nicht mit Übersetzungen ihrer Werke begnügt, sondern sich für die Ursprache erwärmt.

Bedeutet Gezelle den Höhepunkt der neueren vlämischen Nyrk, so bildet Hendrik Conscience nach der Güte und Zahl seiner Werke den Gipfel der neueren vlämischen Romanliteratur. Ihm hat daher Jostes ein besonderes Bändchen gewidmet, das zweite in der Reihe, „Hendrik Conscience“. In einem besonderen Verzeichnis am Schluß des Bändchens führt Jostes, um dies vorweg zu nehmen, 70 selbständige Werke von Conscience mit Namen und dem Jahr der Entstehung an, 70 historische Romane und Dorfnovellen ohne die „Geschiedenis mijner Jeugd“, Geschichte meiner Jugend, die zwar schon 1858 geschrieben wurde, aber erst nach Consciences Tod (1883) selbständig erschien. In feiselnder Weise schildert Jostes den Lebensgang des zu den bekanntesten und gefestigten Schriftstellern Europas zählenden Blamen und seine dichterische Entwicklung, dabei geschieht kritische Würdigungen der wichtigeren Werke des Dichters einfließend. Für beide Bändchen muß man Jostes aufrichtig dankbar

sein, da sie in knappster und bester Form uns in das vlämische Geistesleben einführen und vorläufig eine Lücke gut ausfüllen. Der niedrige Preis, 80 Pfennig, ermöglicht ihre Anschaffung sehr. Die Verlagsabteilung der Gesellschaft, Eig Düsseldorf, Steinstr. 19a, sendet sie auf Bestellung zu.

Prof. Dr. Adam Brede (Köln).

Die vlämische Hochschule in Gent. Von Tony Kellen. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. XXXV, Heft 4 5.) Hamm (Westf.) 1916, Breer & Thiemann. 44 S. 1 Mk.

Unter dem Banner der Versöhnung, Die Blamen in Belgien und die Blamen in Deutschland. Ein Brudergruß. Von Otto Bölke. Leipzig 1917, Krüger & Co., 4 Bl., 96 S. 1,50 Mk.

Kellen gibt einen ruhigen und sachlichen Überblick über die Geschichte der Genter Hochschule; die Bestrebungen zur Umwandlung in eine vlämische Universität und die Gegenströmung der Wallonen, die Maßregel der deutschen Verwaltung und ihre Ausnahme bei Freund und Feind werden mit statistischem Material und dankenswerten reichen Auszügen aus den Zeitungen aller Parteien geschildert. Die Schrift ist ein wertvoller Beitrag zur germanischen Kulturarbeit in Belgien.

Der Pastor Otto Bölke, welcher sich als Historiker des Flämings in Deutschland einen Namen gemacht hat, läßt in temperamentvoll hingeworfenen Bildern die Geschichte der vlämischen Besiedlung an der Elbe, die Verdienste der Blamen um die dortige Kolonisation und Christianisierung an den Augen der Leser vorüberziehen. Er will von den deutschen Blamen aus eine Brücke schlagen zu den im Heimatlande sitzengebliebenen Blamen und damit einen Weg der Verständigung finden. Die Schrift ist inzwischen auch in das Vlämische übertragen worden.

Wolfgang Stämmler.

Psalmbook. Bei der Besprechung in der letzten Nummer ist der Preis versehenlich falsch angegeben worden. Das plattdeutsche Gesangbuch kostet hübsch gehftet nur 1 Mark.

Aus Zeitschriften und Tageszeitungen

Alle Leser, besonders Schriftsteller und Schriftleitungen werden gebeten, uns über das Erscheinen von Aufsätzen aus dem Gebiete der niederdeutschen Sprache und Literatur zu unterrichten. Belegblätter sind erwünscht.

Johann Hinrich Fehrs. Der Dichter und der Mensch. Von Jacob Bödewadt. (Deutscher Kurier, 11. August). — „Johann Hinrich Fehrs und wir“. (Ebenda). — „Die Fehrs-Gilde“. (Ebenda). — „Fehrs unser Führer“. Von Jacob Bödewadt. (Niedersachsen, 22. Jahrg. Nr. 23).

Gorch Fock und Rudolf Kinau. Von Walther Hansemann (Altonaer Nachrichten, 19. August) — „Finkenwärd“. Von Hans W. Fischer. (Frankfurter Zeitung, 18. August) — „Gorch Fock und die niederdeutsche Dichtung“. Von D. Weltzien. (Zeitung der 10. Armee, 2. Jahrg. Nr. 365). — „Von der Insel eines toten Dichters und Helden“. (General-Anzeiger, Mannheim, 15. Sept.).

Alexander Reifferscheid und seine „Westfälischen Volkslieder“. Von Dr. E. D. Kaffer. (Niedersachsen, 22. Jahrg. Nr. 22).

Theodor Storm und das Niederdeutsche. Von Jacob Bödewadt. (Niederdeutscher Kurier, 22. Sept.).

Volksprache und -dichtung. „Die Ruß in rheinischer Sprache und Sitte“. Von Dr. Jos. Müller. „Flurnamenstudien auf dem Gebiete des alten Stifts Essen.“ Von Th. Imme. „Niederdeutsche Kinderlieder und Kinderreime aus Vorkten“. Von J. Pickert. (Zeitschrift des Vereins f. rheinische u. westfälische Volkskunde. 1917, 1. u. 2. Heft). — „Volks- und Schützenfeste im Harz“. Von H. Frefenburg (Niedersachsen, 22. Jahrg. Nr. 22) — „Die Kornerte und das mecklenburgische Volk“. Von D. Karriq (Niedersachsen, 22. Jahrg. Nr. 22). — „Das Saadtrephen, ein altes ostfriesisches Volksfest“ (Ostfriesische Zeitung, 11. August). — „Flur- und Weihenamen“. Von Friedrich Cammin. „De ‚Buer‘ in de plattdütsche Literatur un in'n Volksmund. Von Wilhelm

Ehlers. „Son richtig ohles Buernhus“. Von Ludwig Frahm. (De Eckbom, 35. Jahrg. Nr. 15/16) — „Plattdeutsche Tier- und Pflanzennamen aus dem Lippischen“. Von R. Wehrhan. (Niedersachsen, 22. Jahrg. Nr. 23). — „Niederdeutsche Familiennamen“. Von G. Müller-Suderburg. (Niedersachsen, 23. Jahrg. Nr. 1). —

Missingsch. Von Prof. Dr. Alfred Böke. (Orenzboten, Sept. 1917).

Sprachgeschichte und geographie. „Friedrich Ludwig Jahn als Schöpfer der deutschen Turnsprache.“ Von Robert Trögel. (Zeitschrift d. Allgem. Deutschen Sprachvereins. Nr. 7, 8, 32. Jahrg.). — „Niederdeutsch und Niederländisch“. Von Franz Fromme. (Niederdeutscher Kurier, 8., 22. Sept., 6. Okt.).

Plattdeutsch in der Kirche. Von Pastor E. Hansen. (Landeskirchliche Rundschau, 8. Jahrg. Nr. 22 u. 23). — „Kirchliche Rundschau“ (erörtert. plattd. Gottesdienste). Von Paul Fleisch. (Evangelische Wahrheit, 8. Jahrg. Nr. 15). — „Plattdeutsche Gesangbücher und plattdeutsche Predigt“. Von Christian Jenßen. (Niedersächsische Volksztg., 65. Jahrg. Nr. 122). —

Vom plattdeutschen Drama. Von Dr. Rudolf Werner. (Monatschrift des Vereins ehemaliger Schüler des Instituts Dr. Goldmann, 8. Jahrg. Nr. 4, 5).

Flämische Sprache und Art. „Der Kampf des flämischen Volkes um seine Sprache.“ Von H. Stens. (Deutschland, Niederdeutschland und Belgien). Von J. B. von Ardeschah. (Niedersachsen, 22. Jahrg. Nr. 23). — „Deutsch und Niederländisch“. Von Gust. Bender. (Belfried 1, 12). —

Neuplattdeutsche Bewegung. „Ist das Plattdeutsche noch der Pflege wert?“ Von Prof. G. Chr. Coërs. (Hannoversche Geschichtsblätter, 20. Jahrg., Heft 2, 3.). — „En Woord an all Nedderdütsche“. Von H. Teut. (De Eckbom, 35. Jahrg. Nr. 17/18). — „Niederdeutsch und höhere Schule“. Von Gymnasialdirektor Dr. Koldewen. (Niederdeutscher Kurier, 25. August).



Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg



Die Papiernot zwingt uns zu erheblicher Einschränkung des Umfanges und der Auflage unserer Blätter. Wir werden deshalb auch künftig in der Regel nicht in der Lage sein, verloren gegangene Exemplare zu ersetzen.

Jahresbeiträge. Der Beitrag für die in Deutschland wohnenden persönlichen Mitglieder beträgt mindestens 4 Mark, für Anstalten, Vereine, Körperschaften und Auslandsmitglieder mindestens 6 Mark. Die Veröffentlichungen für das laufende Vereinsjahr werden, soweit möglich, Neubetreitenden nachgeliefert. Mitgliedskarten, die ja eine praktische Bedeutung bei uns nicht haben, werden nicht aus gegeben. Um ein Versiegen der Mittel für die Fortführung der Quickbornarbeit zu verhindern, bitten wir um recht baldige Zahlung der Beiträge. Sofern die Zahlung bis Ende November nicht eingegangen ist, nehmen wir an, daß die Einziehung durch Postauftrag oder Postnachnahme (unter Zuschlag der Kosten) erwünscht ist.

Es wird dringend gebeten, Vereinsbeiträge nicht an den Quickborn-Verlag zu schicken, sondern sie an unser Postscheckkonto 6125, Hamburg 11 einzahlen oder auf unser Konto „Quickborn“ bei der Vereinsbank in Hamburg überweisen zu wollen. Für die außerhamburgischen Mitglieder bildet die Postscheckzahlung die einfachste und zugleich kostenfreie Form. In Hamburg werden die Beiträge auch in der Quickborn-Kanzlei, Schauenburgerstraße 47 (Geschäftszeit von 10—4 Uhr) entgegengenommen. — Die Bewilligung erhöhter Beiträge ist im Interesse unserer Arbeit sehr erwünscht.

Anschriftenveränderungen beliebe man zur Vermeidung von Verzögerungen in der Zusendung unserer Veröffentlichungen der Quickborn-Kanzlei, Hamburg 1, Schauenburgerstraße 47, sofort aufzugeben.

Unsere Krieger oder ihre Angehörigen wollen nicht veräumen, der Quickborn-Kanzlei, Hamburg 1, Schauenburgerstraße 47, die neuen Feld-

an s ch r i f t e n mitzuteilen, damit wir „Plattdütsch Land“ nachsenden können. (Die andern Veröffentlichungen werden — sofern nicht Feldsendung ausdrücklich vorgeschrieben — an die Heimatanschriften geschickt.) — Es hat uns erfreut, daß wiederum die meisten der im Felde stehenden Mitglieder den Jahresbeitrag eingeschickt und uns dadurch mit ermöglicht haben, unsere Kriegsonderarbeit fortzusetzen.

Die Vereinsbücherei des Quickborn befindet sich im staatlichen Deutschen Seminar, Hamburg, Rothenbaumchauffee 36. Die Bücher werden (mit Ausnahme der Wörterbücher und der noch nicht gebundenen Bücher) Mittwochs vormittags von 11 bis 12, abends von 8 bis 9 Uhr ausgeliehen.

Als **Geschenke** oder **Pflichtstücke** (nach § 2 der Satzung) gingen ein: Völke „Unter dem Banner der Versöhnung“, Fromme „Belgisches und Unbelgisches“, Henze „Eck segge man bloß“. Frau Professor Adolf Brandt schenkte die „Erstausgabe der „Wilhelmshäger Kösterlüd“ ihres Gatten (Felix Stillfried). — Allen Gebern sei herzlichster Dank ausgesprochen.

Den Mitgliedern sei eine eifrige Benutzung der Vereinsbücherei wiederholt empfohlen. Ein übersichtlicher Zettelkatalog steht in der Bücherei zur Verfügung.

Erhöhte Jahresbeiträge 1916/17. Mit herzlichem Dank wird bestätigt, daß vom 1. August bis zum 1. Oktober ds. Js. noch folgende Mitglieder erhöhte Beiträge für das alte Vereinsjahr bezahlt haben:

- | | |
|--------|---|
| 10 M. | Georg Vogel (Hamburg), |
| 6 „ | Dr. Gleiß (i. Felde), |
| je 5 „ | Heinrich Benters (Küstringen), Generalmajor Haevernick, Joh. Hoppe (Hamburg), Johann Keibel (i. Felde), Dr. Moritz Meyer (Hamburg), Johann Hinrich Stüben (i. Felde), Woernhoff (Cassel). |

Dr. Reimers, Kassierer.

Für die Feldversorgung mit plattdeutschem Lesestoff aus unserer Kriegsbücherei und zur Versendung unserer Zeitschrift „Plattdütsch Land un Waterkant“ (Heft 4) spendeten bis zum 1. Oktober 1917:

- | | |
|------------|---|
| je 100 Mk. | Frau Senator Helen Heidmann, Lehmann & Voh, Hugo Preuß, Sprengstoff A.-G. Carbonit, Altonaisches Unterstützungs-Institut, |
| je 50 „ | F. C. Hene, Oberleutnant Lampert, Münchmeyer & Co., Beamten-Vereinigung Altona, Nagelsabrik Bergedorf (Bergedorf), |
| 40 „ | Wilh. Th. Weber, |
| 30 „ | Senator Dr. Schramm, |
| 25 „ | Frau Geh. Kommerzienrat Hene, |
| 20 „ | Dr. Rich. Robinow, |
| 10 „ | Otto Bock, |
| 4 „ | Frl. M. Stuckenberg. |

Den Empfang dieser Beiträge bestätigt mit herzlichem Dank

Dr. Reimers, Kassierer.

Vortragsabende in Hamburg. Da noch nicht vorausgesehen ist, inwieweit Beleuchtungs- und Heizungsschwierigkeiten unsere Pläne für die Vortragsabende im Winter 1917/18 vereiteln werden, ist von der Aufstellung einer feststehenden Vortragsfolge abgesehen worden. Außer der Hauptversammlung ist vorläufig ein Vortrag über Luther und das Niederdeutsche in Aussicht genommen. Max Werner wird uns hoffentlich über weitere Werstausdrücke berichten. Ein Abend soll der brennenden Frage der niederdeutschen Bühne gewidmet sein, und vor Weihnachten wird, wenn irgend möglich, noch einer unserer Dichter zu Worte kommen. Ob sich ein großer vlämischer Abend ermöglichen lassen wird, ist noch ungewiß.

H. K.

Werbetätigkeit für den Quickborn. Daß der Quickborn im verflossenen Jahre 846 Neuaufnahmen (gegen 251 im ganzen Jahre 1915/16) zu verzeichnen hatte, verdankt er zum Teil eifriger Werbetätigkeit seiner Mitglieder. Wir bitten zum Besten unserer Bestrebungen in dieser Tätigkeit nicht zu erlahmen! Erleichtert wird das Werben durch den Hinweis darauf, daß der Quickborn seinen Mitgliedern in der Regel jährlich 2 Quickbornbücher, 4 Hefte der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ und 4 Hefte von „Plattdütsch

Land und Waterkant“ liefert und schon mit diesen Leistungen an der Spitze aller plattdeutschen Vereine und Verbände steht.

Um die Werbung eines Teiles der heute neu verzeichneten Mitglieder machten sich verdient die Mitglieder: H. Boerma, J. H. Brumm, J. O. Dethleffen, Frauen Doornkaat-Koolmann, H. Einfeldt, Oberchmester A. Jecklin, Frau Rud. Kinau, H. Libnau, Frä. Neumann, Johs. E. Rabe, Dr. H. v. Reiche, Henry Rohde, Dr. Wolff. Stammier, D. Stellen, Frä. M. Stuckenberg, Julius Elias, Max Werner, Frä. Agnes Wenhe, Paul Briede.

Zur Beachtung! Alle Sendungen und Zuschriften, die sich auf den Inhalt der Mitteilungen beziehen, sind an D. Stellen-Begejack zu richten. In allen übrigen Angelegenheiten wende man sich zur Ersparung von Zeit, Papier und Postgeld an die Duickborn-Kanzlei Hamburg 1, Schauenburgerstr. 47.

Neue Mitglieder.

a) für 1916/17 aufgenommen:

Hamburg: Oberschwester C. Hahn
 „ G. Harnßen
 „ Rob. Hein**
 „ Dr. Moritz Meyer
 „ J. H. Arnold Rimpau
 „ Georg Vogel
 „ Senator Otto C. Westphal
 Groß-Hansdorf: Werner Rodde
 Elmshorn: H. Witt**
 Eutin: Frig Sommer**

Büggfleth: Witt**
 Osnabrück: Oberlehrer Fr. Bergmann
 Rotenburg: Hermann Haake jr.
 Rostock: Theodor Huchthausen
 „ Frä. Ilsebill Koeppen
 Sahnig: Frig Utef**
 Berlin: Frä. Luise Schöke
 Frankfurt a. D.: R. Wachter**
 Halberstadt: Albert Hansen**

b) für 1917/18 aufgenommen:

Hamburg: Waldemar Veyer
 „ Frä. Mary Blunck
 „ Helene Christiansen
 „ Henry Doh
 „ W. Eggers**
 „ Frau Louise Fleiter Ww.
 „ Wilhelm Fock
 „ Frig Gamm
 „ Carl Gravenhorst, M. d. B.
 „ Frä. Theo Groth
 „ Pastor Ludm. Heitmann**
 „ John Hoppe**
 „ Heinrich Ide
 „ Baumstr. Otto Ketting
 „ L. Kiene
 „ Hermann Koch
 „ Max Kochen
 „ Frä. Aug. Kuhlmann
 „ Frä. Emely Maack
 „ Hans Menzel**
 „ Dr. Hans Nirnheim
 „ Otto Dhl
 „ Dr. Veltesohn
 „ Frau Anna Redder
 „ Dr. W. Runge**
 „ Baumstr. Chr. Schwoon

Hamburg: Max E. Spies
 „ Herm. Theilbaum**
 „ Dr. W. Wetig
 Cuxhaven: Otto Behncke
 „ Dr. Herm. Bulle, M. d. B.
 Grohn: Frä. Ulwine Prigge
 Lübeck: Dr. Ing. h. c. Bernh. Dräger
 Altona: Bernhard Pughach
 „ Baurat Leonhard Wölkens
 Ahrensburg: Ulrich Horn
 Blankeneje: Frau Maria Jansen
 Hademarschen: Frau Anna Schüze
 Lütjenburg: Frau M. Stuckenberg
 Meldorf: W. Grüßmacher
 Bremerförde: Th. Goldenbogen
 Emden: Oberleutnant S. Meinken**
 Hannover: Wilhelm Schoppe**
 Stade: Senior von Staden
 Grabow: Ernst Hochrein**
 Schwerin: Friedrich Porth
 Wildeshausen (Old.): Heinr. Honng**
 Berlin: P. Uhsfeld
 „ Vizeadmiral z. D. Heinr. Saß
 Birkenwerder: H. Hellmuth
 Nürnberg: Ad. Jöhngen**

Vereinigte fünf Logen (Abisalom, St. Georg, Emanuel, Ferdinande Caroline, Ferdinand zum Felsen), Hamburg.

** A. 3. im Felde oder sonst im Dienste des Heeres oder der Marine.
 Das nächste Heft der Mitteilungen erscheint voraussichtlich im Januar.
 Schriftschluß für das vorliegende Heft: 10. Okt. 1917.

Herausgegeben für die Vereinigung „Duickborn“ in Hamburg und verantwortlich geleitet von D. Stellen, Begejack.

Druck von August Borowsky in Begejack-Bremen.